Th. dp.
o.
614

Des Pfarrers Sohn,

oder

die alleinseligmachende Kirche.

Herausgegeben nach vorgefundenen Papieren

von

einem Laien der römisch-kathol. Kirche.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS

Breslau,
Verlag von Joh. Urban Kern.

1846.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

I.

Ich kannte von Jugend an keinen größern Wunsch, als Priester zu werden. Wie glücklich ist doch ein katholischer Priester! Von Hohen und Niedrigen, von Vornehmen und Geringen, von Reichen und Armen wird er hoch geachtet und fast übermenschlich verehrt. Selbst Könige und Kaiser demüthigen sich vor ihm, bekennen ihm ihre Vergehungen und erwarten die Lösung von seinem Worte. Der Priester steht dem Throne Gottes um eine Stufe näher als andere Menschen; er ist Mittler zwischen den Menschen und Gott, denn ohne ihn kann Niemand theilhaftig werden jener Mittel des Heils, die jeder empfangen muß, der ein Bürger des Himmels werden will.

Fast noch stärker wirkte auf die Phantasie des Knaben, daß das Heil nur in der katholischen Kirche sei. Wie viele Millionen Menschen müssen dann nicht verloren gehen! Und wie verblendet müssen die Unglücklichen sein, daß sie die Wahrheit nicht erkennen; wie verstockt, daß sie dem Zuruf der Kirche nicht Gehör schenken und ihrer Einladung zur Einkehr in den Schafstall des Herrn nicht folgen. Wie ist es aber möglich, daß so viele tausend Menschen, unter denen es doch auch Gebildete, Verständige, Weise giebt, gerade in dem mit Blindheit geschlagen sind, wovon das Heil ihrer Seele abhängt? Unmöglich können sie die Schuld allein tragen; sie muß gewiß auch an den Geistlichen liegen. Sie

sind vielleicht nachlässig, oder sie vergessen wol gar auch ihre schöne Pflicht, die Gemüther dem Himmel zuzuwenden. — Wäre ich doch geistlich, tönte es im Innersten der Seele, wie wollte ich mit Feuerzungen reden! Gewiß den Verblendeten würden die Augen geöffnet, die Verstockten würden erschüttert und erweicht, die Verirrten bekehrt, die Verwahrlosten zurecht gebracht werden.

Ich hatte mir den Baron v. Wurm, meinen ersten Lehrer und damaligen Ortspfarrer zum Muster genommen. In ihm glaubte ich das Ideal des rechten Religionslehrers verwirklicht. Er war mir der gute Hirt, der keine Mühe scheut, wenn es das Wohl der ihm anvertrauten Heerde gilt; der jedes Mittel anwendet, um ihre Reinheit zu erhalten oder zu fördern.

Unter seinen Vorfahren waren manche räudige Schafe in den Stall gedrungen, er hatte sie aber in kurzer Zeit entweder ausgemerzt oder geheilt.

Freilich fehlten seinen Vorgängern zum Theil die Mittel, über die der Baron zu gebieten hatte. Er war ein guter Redner und sein Wort wirkte oft wunderbar in den Gemüthern der Zuhörer. Er war ein reicher Mann; die Armen schlossen sich ihm gern an, und brachten ihm zum Dank für die erhaltenen Wohlthaten das Bekenntniß ihrer Sinnesänderung und Bekehrung. Er war ein Mann von Macht und Einfluß, und die Schwachen oder Gleichgültigen im Glauben fügten sich leicht seinen Wünschen, wenn sie einen dem Herzen theuren Zweck erreichen konnten. Hatte die Liebe zwei Seelen zusammengeführt von verschiedenem Glauben, begehrten die Verbundenen den Segen der Kirche, so setzte er dem katholischen Ich als erste Bedingung, die Liebe zu heiligen und ihre Kraft an der Bekehrung seines andern verirrten Ichs zu versuchen; dann nahm er von ihm das Versprechen, die aus der Verbindung zu erwartenden Sprößlinge in dem wahren Glauben erziehen zu lassen. Die Un-

fügsamen und Widerspenstigen wußte er auf andern Wegen zu entfernen. So gelang es ihm die Gemeinde zu reinigen.

Ich wollte ein zweiter Wurm werden. Doch wie es anfangen? Die Eltern konnten nur mit Noth sich und mich erhalten. Lebten wir doch noch in der Schweiz, da hätte ich wol Mittel zum Zwecke gefunden, seufzte ich, wenn ich keinen Ausweg sah.

Dorthin hatte sich nämlich der Vater als junger Mann begeben, um bei Baron Werner, einem ehemaligen Landsmanne, Dienst zu nehmen. „In der Schweiz erblicktest du das Licht der Welt," erzählte er mir oft; „du warst ein schöner Knabe; wer dich sah, wollte nicht glauben, daß du das Kind eines Tagearbeiters seiest, so fein und vornehm sahest du aus. Wirklich schien sich auch ein vornehmer Herr in dich verliebt zu haben, oder doch deiner Armuth annehmen zu wollen. Ich hatte ihn niemals gesehen. Unerwartet trat er eines Abends in unsere ärmliche Wohnung; er gab sein Wohlgefallen an dir zu erkennen und meinte, du seiest zu etwas Besserem als zu Handdiensten bestimmt. Du solltest ein Diener Gottes werden; er wolle dich dazu erziehen lassen. Mir trug er möglichste Sorgfalt und gewissenhafte Besorgung aller deiner Bedürfnisse auf, und hinterließ zu diesem Zweck eine ansehnliche Summe Geld, die sich mit jedem Vierteljahr wiederholen sollte; wärest du einst so weit, eine Schule besuchen zu können, so werde er dich und die Eltern zu sich nehmen und die Bildung deines Geistes mit eigner Hand leiten. Er muß dich aber bald vergessen haben, denn ich sah ihn seit jenem Abend nicht mehr und auch das verheißene Geld blieb aus."

Aber warum blieben wir nicht? Der vornehme Mann wurde vielleicht gehindert und er wäre gewiß wiedergekommen — „Es ging nicht an. Eine Feuersbrunst verwandelte die Gebäude des Barons und das ganze Dorf in Asche. Mein Weib, alle meine Habe, wurden ein Raub der Flam-

men, und dich rettete ich nur mit der Gefahr des eignen Lebens. Der Baron hielt sich in Italien auf und bezeugte keine Lust zur Rückkehr; er entließ seine Arbeiter und wollte, hieß es, auch seine Güter verkaufen. Ich war sehr unglücklich; ich hatte keine Arbeit und außer dir hatte ich ja alles verloren. Ich beschloß die Stätte des Unglücks zu verlassen und wieder in mein Vaterland zu gehen. Der Weg führte mich durch diesen Ort; hier lernte ich Deine Stiefmutter kennen. Sie versprach mir, dich wie ihr eignes Kind zu halten und ich wurde ihr Mann. Was mir jener Herr aufgetragen, habe ich gewissenhaft gethan und deine Mutter unterstützte mich nach Kräften. Du weißt, wie gern wir jeden deiner Wünsche erfüllen und wie der gegenwärtige auch unser schönster ist, aber du weißt nicht, daß es unmöglich ist ihn auszuführen."

Das Gemüth des Kindes ist rein und arglos; die Liebe ist sein Grundton; daher faßt auch der Glaube an Gott schon früh Wurzel in den Kinderseelen. Dieser Glaube ist die Seele aller großen und edlen Handlungen; er gewährt Trost im Unglück und Kraft und Stärkung in des Lebens Trübsalen. Auch mir flößte er Muth ein. Wenn ich des Berufes, wornach ich strebte, würdig sei, so werde mir Gott auch Mittel und Wege an die Hand geben, ihn zu erreichen. Davon war ich so fest überzeugt, daß ich meinen Plan keineswegs aufgab, vielmehr in den ungünstigen Umständen das Mittel erblickte, welches die Vorsehung angewendet, meine Standhaftigkeit zu prüfen.

Auch zweifelte ich nicht im Geringsten, daß es viele wohlhabende Menschen gebe, die zugleich wohlwollend genug sein würden, meinen Wunsch zu unterstützen, wenn sie ihn nur kenneten. Zu diesen zählte ich auch den Baron Wurm. Er war ja ein reicher Mann, ein der Kirche mit Leib und Seele ergebener Priester, der in der Kirche die Ehre Gottes auf jede mögliche Weise zu fördern strebte. Ihm müßte, so

dachte ich, die Erklärung sein Nachfolger und geistiger Sohn zu werden, angenehm sein; er werde meine Bitte um so lieber erhören, je leichter er sie erfüllen konnte und je höher er das Verdienst anrechnen müßte, einen eifrigen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu erziehen.

Er war inzwischen vom Pfarrer zum Ehrendomherrn gestiegen und lebte in einer entfernten Stadt. Ich beschloß mich ihm zu vertrauen.

„Mein Sohn,“ redete er mich an, nachdem ich mein Herz ausgeschüttet hatte, „du weißt nicht, was du forderst. Du willst studiren; das ist ein kostspieliges Unternehmen und fruchtet in den meisten Fällen nichts. Du willst dich der Kirche weihen und weißt nicht, ob du die Kraft haben wirst, den Priesterstand mit Ehren zu betreten und ob du nicht nach einigen Jahren einem ganz andern Ziele nachjagen wirst. Der Priester ist zum Opfern bestimmt; er selbst ist der nächste Gegenstand des Opfers; was die Welt liebt und hochachtet, muß er meiden; er darf sein Herz an nichts hängen, muß immer auf den Füßen stehen, um selbst das Liebste zu verlassen, sobald es ein höherer Wille gebietet. Das Herz des rechten Priesters füllt nur Ein Gegenstand aus: die Kirche. Sie ist ihm Braut, Mutter, Alles.“

Aus dem, was er noch sagte, ging hervor, daß er nicht abgeneigt sei, eine Unterstützung zu gewähren, wenn er sich überzeugt halten könnte, daß ich meinem Versprechen treu bleiben und einst ein wirksames Glied der Kirche werden würde; da er aber meinen Worten nicht trauen dürfe und auf einem andern Wege jene Ueberzeugung nicht zu gewinnen sei, so wolle er wenigstens einen Versuch machen, jedoch mit der Bedingung, daß ich, im Falle der Wortbrüchigkeit, die gemachten Auslagen zurück zu erstatten verbunden sein sollte.

Er verhieß demnach für die nöthigen Bücher zu sorgen. Zuvor sollte ich aber, um die Fähigkeiten zu beurkunden, mein Leben zu Papiere bringen. Da ich mir eine gute Wirkung

versprach, wenn er sähe, daß schon ein anderer vornehmer Mann, in mir, dem noch zarten Knaben, den künftigen Geistlichen erblicket, so vergaß ich nicht, den Vorfall in der Schweiz sorgfältig auszuführen. Er würdigte jedoch mein junges Leben keines Blickes, sondern schob es in einen Papierkasten.

Dieser Ausgang entsprach zwar den Erwartungen nicht ganz, aber es war doch ein Schritt vorwärts geschehen. Durch die Bücher war für die Speise des Geistes gesorgt und der Körper kann von Wenigem leben, besonders wenn er von Kindheit an, an Entbehrungen und Mäßigkeit gewöhnt worden.

Die Eltern theilten den spärlichen Bissen mit dem Sohne; sie verdoppelten ihre Anstrengungen und waren bemüht, ihm die herbe Lage so erträglich als möglich zu machen. Ein paar dürre Jahre waren glücklich überwunden. Freundlichere Zeiten folgten, da ich bald so glücklich war, die eingesogene Weisheit durch Unterricht wieder an den Mann und zu Gelde zu bringen. Und als ich endlich in dem Hause eines Banquiers als Lehrer eingeführt wurde, war nicht bloß für die Befriedigung meiner Bedürfnisse gesorgt, ich konnte nun auch der Eltern schweres Loos in einigem Maaße erleichtern.

II.

Unseres Strebens letztes Ziel ist die Wahrheit. Aber was ist Wahrheit? fragte schon Pilatus, als er Christum verurtheilen sollte. Wo ist Wahrheit? Sind nicht die Urtheile der Menschen so verschieden, daß die Einen für wahr halten, was den Andern als falsch gilt? Und stimmen auch nur zwei Menschen vollkommen überein? Ist selbst der Einzelne immer mit sich selbst einstimmig? Oder urtheilt und will nicht der Knabe anders als der Mann und Greis?

Es giebt keinen äußern Maaßstab der Wahrheit; sie muß an sich selbst erkannt werden. Sie liegt nicht außer uns; sie liegt in uns. Sie kann uns nicht von andern eingeflüstert, sondern sie muß von uns selbst durch eigenes Urtheilen erzeugt werden.

Auch die Einheit ist kein solcher Maaßstab. Ist das Wahre von Allen oder Einigen erkannt, so werden auch die Urtheile darüber einstimmen; weiß ich aber nichts weiter, als daß das Urtheil einhellig ist, so bin ich nicht belehrt von der Wahrheit; denn es können auch Alle oder Einige gemeinschaftlich irren. Willst Du also wissen, was wahr ist, so mußt Du selbst denken, selbst urtheilen.

Daß aber die Urtheile der Menschen so verschieden sind, ist natürlich. Im Urtheilen spricht sich die Ueberzeugung aus, diese steht nicht mit einem Schlage fertig da; sie ist vielmehr die Frucht der Geistesbildung. Der Geist entwickelt sich, wie jedes endliche Wesen allmälig und seine Bildung ist von mancherlei Zufälligkeiten, von Fähigkeiten, Erziehung, Alter, Geschlecht und tausend anderen Dingen abhängig. Was Wunder, wenn wir nach einer Reihe von Jahren andere Menschen geworden sind, wenn wir uns selbst nicht wieder erkennen und dasjenige verwerfen, oder mit Gleichgültigkeit ansehen, was wir sonst mit ganzer Seele umfaßten.

Ich machte eine ähnliche Erfahrung. Alles was Kirche und Religion betrifft, zog die Aufmerksamkeit an. Ich sehnte mich nach vollständigerem Unterricht. Da Gymnasien nicht bestimmt sind, Theologie zu lehren, so hatte ich außer den wenigen, dem Unterricht in der Religion gewidmeten Stunden, von dieser Seite keine Gelegenheit, meine Lieblingsideen zu verfolgen und weiter auszubilden. Dafür las ich fleißig in der Schrift; in ihr müsse doch, was die Gottheit über das Menschengeschlecht beschlossen und zu seiner Beseligung verordnet hat, enthalten sein, also auch gefunden werden können.

Ich wollte die Lehren der Kirche in den Aussprüchen der Schrift wiederfinden und suchte vor allem nach dem, was mich am meisten beschäftigte und mir vor Allem am Herzen lag: nach alleinseligmachender Kirche, nach Priesterthum. Aber wie erstaunt war ich, daß ich mir endlich gestehen mußte, daß die Apostel entweder nicht von Einer Kirche reden, oder die verschiedenen einzelnen Gemeinden unter ihr verstehen; daß sie das Christenthum als den Weg zum Heil empfehlen, aber nicht sagen, das Heil sei in einer einzelnen griechischen, römischen oder asiatischen Kirche; daß sogar der Jünger, welchen die Unsrigen für den Fürsten der Apostel und den Stifter der Kirche erklären, versichert, daß nicht bloß die Christen, sondern auch die Nichtchristen Gott wohlgefällig sind, wenn sie Gott fürchten und Recht thun. Nicht besser ging es mit dem Priesterthum. Das Christenthum, fand ich, kennt keine Priesterschaft im Sinne der Kirche. Das jüdische ist abgeschafft durch den heiligen, schuldlosen Priester, Christum, der uns voran gegangen ist in das Allerheiligste, nicht von Menschenhänden gemacht, dem wir auf dem uns von ihm vorgezeichneten Wege der Liebe nachfolgen sollen, und ein neues ist nicht eingesetzt worden, oder jeder Geist ist ein Priester, wie denn auch derselbe Apostel Petrus die Christen ein Erbtheil Gottes, ein auserlesenes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein geheiligtes Volk, eine eigenthümliche Nation nennt, bestimmt die Erhabenheit dessen zu preisen, der uns aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte berufen. Dagegen ist unser Oberpriester der Bischof zu Rom und die übrigen sind besonders erwählte und geweihte Personen, denen die Vermittelung zwischen den Menschen und Gott übertragen wird, die doch aufgehoben ist durch den Himmel und Erde umschlingenden Bund heiliger Liebe.

Dem Christenthum ganz fremd, wohl gar widersprechend erschien mir die Verehrung der Heiligen und der Bilder- und Reliquiendienst. Zwar wird die Verehrung unterschieden von

der Anbetung. Nur jene soll den Heiligen, diese aber der Gottheit zukommen. Aber diese Unterscheidung ist nichtig, so lange ihr die nöthige Bestimmtheit abgeht und so lange man nicht anzugeben vermag, wodurch sie die Art und der Grad der Verehrung unterscheidet, die den Heiligen, die ihren Bildern, und die den Reliquien nach den entsprechenden Rangordnungen zukommt.

Ich war ein anderer Mensch geworden. Meine Vorstellungen und Begriffe hatten sich verändert, meine Lieblingsideen und der Wunsch, sie im Leben angewendet zu sehen, waren verschwunden. Ich glaubte nicht mehr an eine alleinseligmachende Kirche, sondern an eine alleinseligmachende Liebe; ich wollte nicht mehr alle Menschen zu römischen Katholiken machen, sondern auf der Bahn der Tugend sehen; ich bedauerte nicht mehr, daß tausend Menschen der katholischen Kirche fremd und deshalb verloren seien, sondern daß so viele auf dem Wege des Lasters dem Verderben zueilen. Auch der Wunsch, ein zweiter Wurm zu werden, war dahin, und das Wort des Kanonikus, daß ich vielleicht nach einigen Jahren mein Ziel aus den Augen verlieren würde, sollte in Erfüllung gehen.

III.

Das Haus, in welchem ich als Lehrer fungirte, dachte streng katholisch. Besonders zeichnete sich die Frau hierin aus. Sie wallfahrtete fleißig, war Mitglied jeder frommen Gesellschaft, jedes Betvereins, der Rosenkranz hing über dem Bett, Marien- und Heiligenbilder zierten das Schlafgemach. An den Geistlichen hing sie mit unbedingtem Vertrauen und hielt ihre Worte wie Orakelsprüche. Zuweilen fiel sie dabei auch ins Lächerliche, z. B. wenn sie den Stuhl, worauf ein Geistlicher gesessen, rückwärts mit einem Kreuz bezeichnete, um die ihm wiederfahrene Ehre anzudeuten.

Ich hatte mir es zwar zum Grundsatze gemacht, um nicht anzustoßen oder zu verletzen, mit meinen dissentirenden Vorstellungen und Meinungen zurück zu halten; da aber die Unterhaltung oft auf religiöse Gegenstände gelenkt und die Ansichten mit Wärme ausgetauscht wurden: so war es mir jedoch begegnet, meine Gedanken über den Heiligendienst etwas deutlicher durchblicken zu lassen, als es der Frau Prinzipalin angenehm war.

Am folgenden Morgen erhielt ich ein Billet, in welchem mir der Bankier zu wissen that, daß es gut sein würde, das Haus zu verlassen, damit die gottlosen Meinungen, denen ich zugethan zu sein schiene, nicht noch die Gemüther der Kinder ansteckten.

Es war ein unerwarteter und harter Schlag. Er raubte mir meine Existenzmittel wieder. Dazu kam, daß die beleidigte Dame eine vertraute Freundin des Baron und es wahrscheinlich war, daß dieser dem Beispiele der Freundin und dem Zuge des eignen Herzens folgend, gleichfalls die Hand zurückziehen werde.

Mit bekümmertem Herzen betrat ich den Weg nach der Residenz, wo der Baron inzwischen den Weg zum Bischofstuhl gefunden hatte.

Ein grauköpfiger Diener meldete, der gnädige Herr habe Geschäfte. „Wollen Sie jedoch zum Fräulein," fuhr er lächelnd fort und öffnete die Thür eines benachbarten Zimmers. Eine Dame lehnte auf dem Sopha, in einem Buche lesend. Es war Adele von Linden, eine Verwandte, oder wie der böse Leumund wollte, die Geliebte des Baron. Sie hatte mich zwar stets mit viel Freundlichkeit behandelt, war mir aber noch nie so liebreich vorgekommen, als diesmal. Als sie sich eines Geschäfts wegen entfernt hatte, nahm der Alte die lächelnde Miene wieder an und sprach: „Sie sind, mit Erlaubniß, ein Thor, obgleich ein gelehrter Herr, daß Sie mit den paar Groschen sich begnügen, die Ihnen der

gnädige Herr alljährlich auszahlt auf Bücher, von denen Sie sich doch sicher weder ernähren, noch kleiden oder ein Vergnügen verschaffen können. Was ist es auch für ein Verdienst, wenn Krösus einem Lazarus eine Brodtkrume reicht? Vom Baron ist freilich so ohne Weiteres wenig herauszupressen, weil er das Geld so sehr liebt wie das Fräulein. Aber das Fräulein beherrscht den Baron, wie noch kein Weib einen Mann beherrscht hat; er will, was sie will, und was sie will, das geschieht." Er schien sich zu besinnen und fuhr wieder fort:

„Wenn Sie nur nicht so schüchtern wären; aber das giebt sich, wenn Sie in der Residenz und auf der Hochschule sind und mehr mit Weibern und Paters umgehen werden. Doch rathe ich Ihnen, weniger in den Griechen und Römern und mehr im A B C der Liebe zu studiren; denn in der Mundart der Liebessprache scheinen Sie gar schlecht bewandert zu sein. Ich müßte kein Graukopf sein, und weniger Erfahrung gemacht haben, wenn das Fräulein nicht ein Auge auf den Herrn geworfen hat. Wüßten Sie nur, wie sorgfältig sie sich um Sie erkundiget, wie viel Schönes und Gutes sie dem Baron von Ihnen zu sagen weiß, daß ich fürchte, er könnte — Also an das Fräulein müssen Sie sich halten, aber mit Vorsicht, denn der Gnädige bewacht sie mit Falkenblicken: wollte er doch gar auf seinen Schwager einmal eifersüchtig sein und dem Fräulein nicht mehr erlauben, die gute Frau Schwester zu besuchen, was doch seit vielen Jahren ohne Anstoß geschehen konnte."

Es war ein Glück, daß Adele wieder erschien und das Geschwätz des Alten unterbrach. Seine Worte harmonirten allerdings mit dem, was man sich auch in weitern und andern Kreisen sagte, daß Fräulein von Linden den Bischof ganz regiere und von ihm über ein gewisses Maaß hin geschätzt werde, daß sie auch zu seinem Schwager in einem ähnlichen Verhältniß stehe und überhaupt mit einer Hetäre wetteifere. Allein das letzte Urtheil konnte sich wol auf den Umstand

stützen, daß Adele nicht bloß zahllose Anbeter, sondern auch um ihre Hand ernstlich werbende Biedermänner abgewiesen und es vorgezogen hatte, gleichsam wie der Bischof im Cölibat zu leben. Dieser Punkt muß allerdings einen dunklen Fleck auf das Bewußtsein ihrer weiblichen Würde werfen; denn das Weib ist bestimmt, durch Liebe zu beglücken, in und durch die Liebe sein Glück zu finden, es ist zur Liebe geboren. Wenn nun die schöne, mit Vorzügen des Geistes und des Herzens reich ausgestattete Adele sich der einzigen Gelegenheit, diesen ihren Beruf zu erfüllen entzog, so kannte sie entweder ihre Pflicht nicht, oder sie schätzte sie gering. Beides war gleich fehlerhaft. Mußte sie aber deshalb auch einen strafbaren Lebenswandel führen? Sie begleitete mich zum Baron und was ich kaum erwartet, geschah; er erwähnte nichts von dem Vorfalle mit meiner ehemaligen Prinzipalin und ich erhielt, wie gewöhnlich, mein Bücherstipendium.

Noch weniger hatte ich erwartet, daß ich in meiner Wohnung einen Brief finden würde, welchen der Postillon gebracht. Er enthielt die Worte: „Es würde Ihnen unter gegenwärtigen Umständen kaum möglich sein, Ihr Ziel weiter zu verfolgen; es macht mir Freude, durch einliegende Kleinigkeit das Harte Ihrer Lage etwas zu mildern. Fahren Sie fort im Streben nach Erkenntniß der Wahrheit und werden Sie ein Mann, der, welchem Stande er auch einst angehören wird, jene Himmelstochter immer als die erste Geliebte seines Herzens erkennt und achtet."

Der Brief war ohne Unterschrift und die Summe, die er enthielt, und die der Postillon alle Monate, aber in leeres Papier gehüllt, regelmäßig brachte, reichte hin, den Verlust meiner frühern Stellung zu ersetzen. Ich forschte vergebens nach dem Uebersender. Wer kannte meine Verhältnisse genau? Wer nahm sich meiner an in der Noth und freiwillig? Hatte sich vielleicht der vornehme Mann aus der Schweiz an sein Versprechen erinnert?

IV.

Ich sollte die Hochschule beziehen und mich für einen bestimmten Beruf erklären. Zum Priester taugte ich nicht, das fühlte ich deutlich, und ich mußte sogar die Frage: ob ich noch Katholik sei, mit „Nein" beantworten.

Ich forderte Freiheit des Gedankens als Grundbedingung des Glaubens. Denn ich glaube, was ich für wahr halte; für wahr halten kann ich nur, wenn ich mich überzeuge und die Ueberzeugung ist die Frucht des freien Denkens. Sie muß von und durch uns hervorgebracht, sie kann nicht eingegossen, nicht eingeimpft, weder befohlen, noch erzwungen, sie kann nur durch eignes, von jedem äußern Einfluß unabhängigen Denken hervorgebracht werden.

Die Kirche fordert unbedingte Annahme ihrer Lehren. Der rechte Katholik glaubt nicht, weil er sich überzeugt hat, sondern weil es die Kirche zu glauben gebietet. Einen Glaubenssatz zu prüfen darf ihm nicht einfallen; denn die Prüfung könnte auf ein Ergebniß führen, welches mit dem im voraus festgesetzten nicht übereinstimmt, auch ist schon der Gedanke, einen Glaubensartikel der Prüfung zu unterwerfen, sündhaft, weil er die Möglichkeit voraussetzt, daß die Kirche irren könne und also gegen den ersten Grundsatz, den Fels der alleinseligmachenden Kirche verstößt.

Ich stand hiermit auf protestantischem Grund und Boden, wie hätte es mir noch beikommen sollen, Lehrer ihrer Gegenfüßlerin zu werden.

Deßhalb wollte ich mich dem Bischof zum zweiten Mal offenbaren, wenigstens ferner keine Unterstützung annehmen und die Verbindlichkeit gegen ihn nicht noch vermehren.

Es trat nun auch der Fall ein, der mich zur Erstattung des schon Genossenen verpflichtete, wenn der Baron auf jener weislich gesetzten Bedingung bestand. Wie sollte dies möglich

sein, wenn nicht vielleicht die milde Hand des unbekannten Gönners mich auch noch weiter begleitete?

Auch mußte ich mit der für den Bischof gewiß nicht erfreulichen Entdeckung vorsichtig zu Werke gehen.

Er hatte seit seinem Amtsantritt natürlich auch seine Ideen in Anwendung zu bringen versucht; er war eben dadurch sowohl mit der Regierung seines Landes als auch mit der öffentlichen Meinung in mancherlei Collisionen gerathen, die ihm bittere Erfahrungen bereitet hatten; ein besonders fruchtbarer Boden an diesen herben Früchten waren die Mischehen und das Unglück und die Zwietracht, die durch die Forderungen des Bischofs in die Familien verpflanzt wurde. Auch sollte ihm die Bekehrung einer Verwandten, woran er eine lange Reihe von Jahren mit Anstrengung gearbeitet und auf deren endliches Gelingen er im voraus stolz gewesen, nun so gut wie gänzlich mißglückt sein. Diese Umstände hatten seine Kränklichkeit und natürliche Reizbarkeit so vermehrt, daß alles, was die empfindlichen Stellen seines Herzens irgend wie berührte, mit vieler Umsicht behandelt werden mußte.

Er hatte sich früher niemals um meine Rechtgläubigkeit erkundiget, an derselben wol auch nicht gezweifelt; denn die Worte, womit er mich empfing, gingen von der Voraussetzung aus, daß ich den Weg zum Altar noch mit dem nämlichen Eifer verfolge, mit dem ich ihn einst gesucht hatte. Er ermahnte mich zur Beständigkeit und wies hin auf die Freude, die er empfinden würde, wenn er mich als muthigen Kämpfer für die Wahrheiten der Kirche werde begrüßen können. „An solchen Kämpfern thut es Noth in unsren Zeiten. Nie wurden die heiligen Gebräuche unsrer Kirche so verachtet, nie ihre Lehren mit so viel Haß und Bitterkeit bekämpft, als in dieser verderbten, dem Glauben entfremdeten Zeit. Es sind nicht einzelne Glaubenssätze, die man bestreitet, nein! man geht auf das Wesen der Kirche los, die man, wär's möglich, so

gern vernichten möchte. Wie an einen verdorrten Baum, legt man die Art an die Wurzeln des mit seinen Aesten die Erde umfassenden und schützenden Baumes der Wahrheit und des Lichts. Der Kirche Grundfeste möchte man untergraben, umstürzen jenen von Gott selbst gestifteten Fels, den Mittelpunkt und Lichtherd unseres Glaubens. Fliegen nicht aus allen Weltgegenden giftige Pfeile nach der Brust des geheiligten Oberhauptes der Kirche?

Die Feinde sind nicht allein außerhalb der Kirche, sie wohnen auch in ihrem eignen Hause. Zu den innern Feinden gehören die weder Warmen noch Kalten, die mit dem Beispiele heilloser Lauheit und Gleichgültigkeit Andere anstecken und zur Gegenwehr untauglich machen. Vornehmlich Diejenigen, die einem fremden, von der Kirche verworfnen, den Glauben und mit ihm das Heil der Seele gefährdenden Grundsatze huldigen. Man nennt es Freiheit des Glaubens und der Gewissen; Ungebundenheit, Frechheit ist der rechte Name solchen Treibens. Man entzieht sich der göttlichen Autorität, glaubt nur, was beliebig ist und dem Leichtsinne zusagt!

Wie verlockend muß dieser Grundsatz der Ungebundenheit für den schwachen, der Sinnlichkeit ergebenen Menschen sein, aber auch, wie gefährlich, weil er ihm die so nöthige Leitung raubt! Diese inneren Feinde sind um so gefährlicher, weil sie äußerlich und dem Namen nach mit uns, aber nach der Gesinnung gegen uns sind und mit täuschenden Floskeln gottlose Gedanken in die Gemüther der Schwachen streuen."

Zu diesen inneren Feinden konnte auch ich mich rechnen, obgleich es mir niemals eingefallen ist, der Frechheit zu huldigen oder Andere im Glauben irre zu leiten. Dieses Geständniß wollte ich dem Bischof ablegen, als ihn ein heftiger Gichtanfall nöthigte, das Bett zu suchen und mich zu entlassen.

Adele knüpfte den abgerissenen Faden des Gesprächs mit der Erklärung an, daß sie vom Bischofe beauftragt sei, mir zum Zeichen der Zufriedenheit eine Wohnung in seiner Residenz

anzuweisen, was mir um so erwünschter sein müsse, da mir auf diese Weise Gelegenheit geboten werde, mich schon zeitig in den Gegenden des Kreises meiner künftigen Wirksamkeit zu orientiren.

Solches Anerbieten kam mir unerwartet. Ich konnte es mit gutem Gewissen nicht annehmen und erklärte mich hierüber um so lieber gegen Fräulein v. Linden, als sie allein im Stande war, was den Baron schmerzlich berühren konnte, in ein sanfteres Licht zu setzen.

„Sie wollen der Kirche entsagen?" fragte sie verwundert; „was konnte Sie bewegen, einen Gedanken aufzugeben, an dem Sie immer mit so viel Liebe hingen?"

Während sie redete, war mein Blick auf ein Portrait gefallen; es stellte ein weibliches Wesen, nicht gerade von blendender Schönheit dar, welches aber ein wunderbares Gefühl durch meine Glieder goß. In dem großen, seelenvollen Auge lag etwas unaussprechlich Reines, und eine gewisse sittliche Schwermuth, die über die milde Gestalt ausgebreitet war, gab ihr, möchte ich sagen, ein überirdisches Ansehen.

Adele mochte bemerkt haben, was in mir vorging; dahin konnte wenigstens die Schlußfrage: ob die Braut, die sich der Knabe erwählt, der Auserkornen des Jünglings weichen müsse? gedeutet werden.

„Nur Liebe zur Wahrheit vermag mich zu diesem Schritt," entgegnete ich; „der Knabe hing an den Träumen seiner Phantasie, der erwachende Verstand des Jünglings suchte Ueberzeugung. Ich habe sie gefunden und sie gestattet nicht, für wahr auszugeben, was ich nicht für wahr halten kann; ich darf den Bischof nicht täuschen und muß das großmüthige Anerbieten, das nur dem künftigen Priester gelten kann, als ein Unwürdiger ablehnen."

„Da Sie aber bisher nur unvollkommene Gelegenheit hatten, die Wissenschaft, von der die Rede ist, kennen zu lernen, so wissen Sie auch nicht, ob die Zweifel, welche Ihr Gemüth

gegenwärtig beunruhigen, nicht durch gründlichen Unterricht werden gehoben werden, und es ist voreilig, den Bischof jetzt mit einer Erklärung zu betrüben, die Sie später bereuen können."

So sprach Adele und vertröstete mich auf einen jungen und von dem Bischof als musterhaft empfohlnen Geistlichen, welcher in Kurzem in der Residenz eintreffen und meinem schwankenden theologischen Gewissen eine sichere Grundlage verschaffen werde; sollten sich jedoch meine Ansichten auch dann noch nicht verändert haben, so könne sie nichts mehr einwenden und auch ich dürfte mir nicht vorwerfen, eine der Belehrung so günstige Gelegenheit verschmäht zu haben.

V.

Wenn die Absicht war, mich durch das Leben in der Nähe des Bischofs und seiner Umgebung an den geistlichen Stand zu fesseln, so wurde sie nicht nur nicht erreicht, sondern sie half auch das Gegentheil bewirken.

Schon Pater Fuchs trug dazu nicht wenig bei. Er war der Mann, auf welchen mich Adele verwiesen und den mir der Bischof zur Nachahmung aufgestellt hatte. Obgleich erst kurze Zeit in seiner Würde, so hatte er sich doch schon den Namen des „Seligmachers" erworben. Auch in der Residenz, wohin ihn der Bischof wegen seiner fruchtbaren Wirksamkeit berufen, trieb er sein Werk mit Eifer und in vielen Fällen auch mit Erfolg. Er pries die Gnade, die ihm der Himmel verliehen, so verdienstliche Werke zu verrichten, so manche Seele den Klauen des Teufels zu entreißen.

Er hatte die Absicht, mir einen gleichen Geist einzuhauchen. Aber die Zeiten waren vorüber, wo ich ihm ein gelehriger Schüler gewesen sein würde.

Seligmachen! Seltsamer Gedanke. Keine Kirche, kein Mensch kann einen andern seligmachen; das muß jeder mit Hilfe Gottes durch sich selbst. Gebräuche, Ceremonien, Worte,

Formeln, Alles ist umsonst, wenn der Geist der Wahrheit fehlt. Und doch sind es in vielen Fällen solche Aeußerlichkeiten, durch die man gewonnen wird und zu gewinnen sucht. Schlimmer noch ist es, wenn die Mittel, die man anwendet, um Andersdenkende für seine Religionspartei zu gewinnen, schon an sich unstatthaft und verwerflich sind. Solche Mittel z. B. List, Beängstigung des Gewissens, Versprechungen und Gewähren von Vortheilen verschmähte auch der Pater nicht, und er erblickte hierin nichts Böses, denn, sagte er, es wird doch ein guter Zweck erreicht, die Kirche Gottes wird verherrlicht, die Menschen werden gerettet, und wenn die Uebergetretenen auch nicht ganz überzeugt sind, so wird dieser Mangel bald ergänzet durch die Gnadenwirkung in der Kirche. Sind sie nur erst äußerlich die Unsrigen, die Gebräuche und gottesdienstlichen Einrichtungen haben Kraft genug, sie auch geistig fest zu halten. Er ging aber noch weiter. Wenn die Gewonnenen durch mancherlei äußere Rücksichten den förmlichen Uebertritt verschoben, so gestattete er ihnen mit Genehmigung des Bischofs, den gethanen Schritt geheim zu halten und so lange ihrer Mutterkirche dem äußern Benehmen nach anzugehören, bis jene Umstände verschwunden oder die gesetzte Frist verstrichen war. Daß diese und ähnliche Handlungsweisen die Gemüther weder beruhigen noch beseligen, sondern vielmehr zur Falschheit, zur Verstellung, zur Heuchelei verleiten, ist offenbar. Wer auf solchen Wegen zur Einkehr einladet, den trifft der Weheruf, den der Heiland über die Proselytenmacher seiner Zeit mit den Worten aussprach, daß solche Menschen aus ihren gewonnenen Seelen „Kinder der Hölle" machten, zwiefältig mehr, denn sie selbst.

Räthselhaft war das Verhältniß des Bischofs zu Fräulein v. Linden. Wenn ich auch den Gerüchten nicht Glauben schenken konnte, welche sich verbreitet hatten und der jungfräulichen Ehre des Fräuleins so wenig günstig waren als der Würde des Bischofs, so vermochte ich sie doch nicht ganz zu

entkräften. Mochten sie auch alles Grundes entbehren, so konnte ein Betragen nicht gerechtfertigt werden, wodurch sie leicht erzeugt worden sein konnten.

Der Bischof war von Natur stolz und wenig umgänglich; gegen Adele war er die verkörperte Demuth; er war gewohnt zu gebieten und seinen Willen in allen Stücken befolgt zu sehen. Adelen gegenüber hatte er keinen eignen Willen; er war vermögend und verwaltete seine Schätze mit einer, die Grenzen der Sparsamkeit überschreitenden Sorgfalt, Adele gebot mit unumschränkter Gewalt über all sein Eigenthum. Sie beherrschte ihn so vollkommen, daß jeder, nicht bloß Laien, sondern auch Geistliche, wenn sie ein Anliegen an ihn hatten und es nicht leicht zu erreichen glaubten, sich an Adele wendeten. Hatte sie ihnen Hoffnung gemacht, so konnte man auch der Erfüllung gewiß sein. Dabei benahm sie sich mit einer solchen Feinheit, daß der Bischof seine Abhängigkeit nicht gewahr wurde und zu befehlen glaubte, wenn er bloßes Werkzeug ihres Willens war.

Der Baron konnte sich so wenig und schwer von Adelen trennen, daß er ihr kaum gestatten wollte, Frau v. Sand, seine Schwester, zu besuchen. Freilich meinten männliche und weibliche Splitterrichter, daß Adelens zahlreiche Besuche im Hause des Rittmeisters v. Sand nicht der Frau, sondern dem Herrn Rittmeister gelten sollten. Wer konnte wissen, ob dem Bischof nicht etwas Aehnliches vorschwebte?

Es war mir nicht möglich, in die lieblosen Urtheile der Menge einzustimmen. Zeugte auch der Schein gegen Adele, so mußte doch jeder, der sie genauer kennen lernte, ihren Tugenden und ihrem huldreichen Wesen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Adele war, nach dem Dafürhalten Einiger, eine Verwandte des Bischofs, verdankte ihm viel; was Wunder, wenn sie wiederum dankbar war und sich der Pflege ihres kränkelnden Freundes widmete. Adele ist schön; aus Allem, was sie

thut, aus jeder Bewegung, aus jeder Miene blickt Anmuth; in ihrem ganzen Wesen liegt etwas, das man nicht nennen kann, aber jeden anzieht, der sich nahet; warum sollte nicht auch der Bischof durch einen langen Umgang mit ihr stärker an sie gefesselt worden sein, als er vielleicht gewollt? ohne jedoch seine und ihre Würde zu beeinträchtigen. Sollte wol ein Mann, wie der Baron, der so fest hält an den Satzungen seiner Kirche und auf die Ehre und Würde des Priesters so viel baut, sollte ein solcher Mann Etwas thun, was jeden Menschen entehrt? Er hatte sich ja noch durch ein ausdrückliches Gelübde dagegen verpflichtet.

„Nun, ist denn Liebe ein Verbrechen, darf nicht auch ein Bischof zärtlich sein? Mit dem Verbote, kein eheliches Verhältniß einzugehen, schwinden doch nicht die Gefühle, welche die Natur in die Menschenbrust gepflanzt hat, und durch die sie Geschlechter an einander kettet. Man wird Priester und bleibt Mensch. Was öffentlich verboten ist, wird heimlich gethan."

Daraus erhellt eben die Schädlichkeit jenes Verbotes; denn es verleitet zur Scheinheiligkeit und zu Lastern. Warum existirt überhaupt ein solches Verbot? Verträgt sich die Ehe nicht mit dem geistlichen Stande, so ist es um so mehr der Fall bei der Unkeuschheit. Aber wie viele Priester lebten in der Ehe und waren gute Geistliche, ehe jenes Verbot gegeben war? Ist die Ehe etwas Unreines, den geistlichen Stand Entehrendes? Sie ist aber ein Sakrament. Ueberhaupt betrachtet man die Ehe aus einem viel zu niedrigem Standpunkte, wenn man sie bloß als ein gesetzliches Befriedigungsmittel für sinnliche Bedürfnisse ansieht. Vielmehr bildet sie den Menschen erst zu einem wahren und vollständigen Menschen; denn nur durch gegenseitigen Austausch gegenseitiger Liebe und Achtung im innigsten Menschenvereine und durch Erziehung der Sprößlinge dieses Vereines zur Tugend und Frömmigkeit, wie durch ein wohlgeordnetes, die Veredelung aller Familienglieder för-

derndes Leben kann sich die Menschheit in den Individuen dem Sittengesetze gemäß entwickeln. Der Geistliche soll aber seiner Gemeinde in jeder Hinsicht ein Muster sein, also auch ein musterhafter Gatte, ein musterhafter Erzieher und Hausvater. Als Gatte und Familienvater würde er zu gewissen Aergernissen keine Veranlassung geben.

Daß der Baron von dieser Seite frei zu sprechen sei, nahm ich an und um so lieber, da er Diejenigen streng ahndete, die eines Cölibatvergehens angeklagt wurden.

Doch einen Punkt gab es, in welchem Adelens Ansehen gegen die Festigkeit des bischöflichen Willens Nichts vermochte. Dies war der Grundsatz von der alleinseligmachenden Kirche.

Adele wurde nämlich mit Recht als eine Mutter der Armen gepriesen; denn kein Hungriger ging ungesättiget, kein Dürftiger ohne Unterstützung von ihr; Niemand kannte und besuchte die Leidenden so gut als sie, und der Bischof hätte seine Schätze keiner weiseren und liebevolleren Verwaltung anvertrauen können. Dieser schöne Zug gehörte aber zu den verborgenen Sternen, die in ihrem Herzen leuchteten und deren milden Glanz nur das sorgfältig schauende Auge empfinden konnte; er söhnte mich wieder aus mit ihr, er verwischte die dunkeln Flecke, welche das Urtheil der Menschen auf die Reinheit ihres Charakters gebracht. Und diese Werke der Liebe verrichtete sie ohne Geräusch und Aufsehen; sie verbarg sie den Augen der Menge, vielleicht um sie nicht der Verdächtigung Preis zu geben. In der Stille der Nacht, wenn der Schlaf die müden Augen zu erquicklicher Ruhe schloß, schlich sie sich in die Hütten der Unglücklichen, ihre Thränen zu trocknen, ihre Seufzer zu stillen.

Mit besonderer Liebe nahm sie sich verwahrloster und armer Kinder an: ein Beweis, daß sie den Mutterberuf kannte und liebte; dabei sah sie nicht auf den Glauben, dem die Kinder zugethan waren und in welchem sie erzogen wurden, son-

dern auf ihre Noth, ihre Bedürfnisse und auf die Art und Weise denselben zu begegnen. Wer am meisten bedurfte, dem widmete sie doppelte Sorgfalt, wenn der Unglückliche auch ein Hebräer war. „Wir haben Alle eine Religion, weil wir alle an denselben Gott glauben, auf dieselbe Liebe vertrauen; wenn aber Gott alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt und zu gleichem Heil bestimmt, so dürfen wir auch unseren Wohlthätigkeitssinn nicht nach Meinungen und Zufälligkeiten abmessen; noch weniger aber durch unsere Wohlthaten die Gesinnungen Anderer bestechen, um sie für uns zu gewinnen, weil eine solche Sinnesänderung nur verderblich werden müßte, indem sie nicht aus Ueberzeugung hervorging. Ich würde auch dann noch so verfahren müssen, wenn ich glaubte, daß die Seligkeit von gewissen Gebräuchen und Lehren abhinge; weil diese Lehren und jene Gebräuche doch erst als wahr und zweckmäßig erkannt sein müssen, wenn sie nützlich sein sollen. Aber der Himmel ist nicht an äußere Dinge, sondern an die Liebe und ein gottergebnes Leben geknüpft; und fromm und tugendhaft sein, kann man doch auch außerhalb unserer Kirche."

Solche und ähnliche Gedanken theilte sie allerdings dem Bischofe nicht mit. Sie behandelte ihn wie einen, der an einer fixen Idee leidet und vermied so viel als möglich, den Punkt von der allein beseligenden Kraft der katholischen Kirche zur Sprache zu bringen. Sie erreichte aber die Absicht, den Bischof zu schonen, nicht ganz, weil sie nicht verhindern konnte, daß er doch zuweilen erfuhr, wie ihre milde Hand sich auch über Irrende und Ketzer verbreitete, ohne dergleichen günstige Gelegenheiten zu deren Bekehrung zu benutzen. Er wurde unwillig und billigte zwar ihren Wohlthätigkeitssinn, wollte aber, daß sie nicht bloß auf körperliche Gebrechen und Leiden, sondern auf die viel größeren und gefährlicheren der Seele Rücksicht nehmen sollte.

Besonders ließ sich's der Pater angelegen sein, den Bischof von dergleichen Fällen zu unterrichten; denn er wußte, daß

dies der einzige Weg sei, ihn von dem Einfluße seiner Freundin zu befreien. Diese Befreiung wollte er bewirken; sonst, fürchtete er, werde der Bischof auch noch in dem einzigen Punkte nachgeben, in welchem er noch am meisten seine Standhaftigkeit und Selbstständigkeit gegen Adele behauptet hätte, nämlich der Bekehrung seiner Schwester, die Adele zu vermitteln suche — unter dem Scheine, als wirke sie in seinem Plane und mit allerlei Vorspiegelungen sei es ihr gelungen, den Bischof zu einer unbegreiflichen Lauigkeit zu stimmen; wie er aber glauben könnte, daß sie für seine Absicht sei, da sie doch derselben offenbar entgegenarbeite, wäre nicht zu begreifen; Adele müsse eine Zauberkraft besitzen. Diese unwirksam zu machen, gebe es nur ein Mittel: dem Bischof die Augen zu öffnen, ihm zu zeigen und durch Thatsachen zu beweisen, daß sie von Anfang an und nicht nur in diesem, sondern in allen ähnlichen Fällen seinem Zwecke entgegen gewesen, und daß sie sogar an der alleinseligmachenden Kirche zweifle.

Frau v. Sand war gefährlich erkrankt, man fürchtete für ihre Genesung. Ihren harten Sinn endlich zu erweichen, sie am Rande des Grabes zur Erkenntniß zu bringen, hatte der Pater übernommen und gehofft Diese Gelegenheit wollte er nun benutzen, Beweise gegen Adele zu sammeln. An Ort und Stelle konnte er die obwaltenden Verhältnisse durchspähen und was gegen Adele zeigte, zu einem den Baron überführenden Beweise zusammen tragen. Durch einen solchen Beweis hoffte er den Baron zu heilen von der Leidenschaft zu Adele, sie selbst aber nach und nach um ihren Einfluß zu bringen. Fräulein v. Linden war ein Dorn in seinen Augen, den er ausreißen müsse. Er sah in ihr die Verführerin des Bischofs, eine Kokette, die mit ihren trügerischen Künsten die Männer berücke.

VI.

Der Pater konnte nicht einsehen, wie Jemand diejenigen Wahrheiten, welche die Kirche zum Muster vorstellt, auch nur im Entferntesten in Zweifel ziehen mochte; er schien mit jenem französischen Missionär überein zu stimmen, welcher alle Nichtkatholiken für Geisteskranke erklärte, die man entweder heilen oder bewachen müßte, damit sie Niemanden schaden oder ansteckten. Da er meine verkehrte Denkungsart nur für einen vorübergehenden Rausch hielt, welchen mir die Neigung zur Philosophie und der Umgang mit protestantischen Schriftstellern beigebracht, so warnte er nachdrücklich vor dem Umgange mit Protestanten und Philosophen und vor dem jugendlichen Leichtsinne, der so geneigt sei, dergleichen lockenden Aushängeschildern vermeinter Wahrheit zu folgen. Es bedürfe nur eines der Wichtigkeit des Gegenstandes geziemenden Ernstes und der Ablegung vorgefaßter Meinungen, um die Ueberzeugungskraft der Gründe und Beweise zu empfinden, mit denen er mich bekannt machen werde. Auf diese Weise habe er schon Viele gerettet, und so hoffte er auch mich zu heilen.

Zuerst zeigte er die hohen Vorzüge der katholischen Kirche vor den übrigen und die heiligende Kraft, von der sie durchdrungen sei.

„Wo ist eine religiöse Gesellschaft, deren Gotteshäuser sich mit der Pracht und Majestät unsrer Tempel vergleichen könnten? Wo ein Cultus, der mit solcher Fülle und Schönheit der Ceremonien ausgestattet, mit solcher Macht den Menschen ergreift, das Auge reizt, das Gemüth erwärmt und die Einbildungskraft belebt, wie der unsrige?“

„Unsre Kirche kann in ihren Märtyrern und Heiligen und den von ihnen bewirkten Wundern den unzweideutigsten Beweis von der Wirkung der göttlichen Gnade in ihr liefern; bei uns hängt Alles genau zusammen, ist Alles auf den Nutzen und das Heil der Menschen berechnet. — Wenn der Mensch

geboren wird, so empfängt ihn die Kirche mit liebenden Armen, und stellt in ihm das gefallne Bild Gottes wieder her; wenn er stirbt, so begleitet sie ihn mit ihren Opfern und Gebeten in das Jenseits und erleichtert ihm die Qualen des Fegefeuers, wenn er kleiner noch nicht gesühnter Vergehungen wegen einige Zeit im Reinigungsorte verweilen muß; ist er endlich zum ewigen Leben gelangt, dann wird er, vereint mit allen Heiligen des Himmels, wiederum unser Fürbitter."

Wollte er die Wahrheit und Göttlichkeit der Kirche beweisen, so berief er sich auf die Wunder, die durch Kleriker und Laien, durch Fürsten und Bauern geschehen, auf ihr Alter und die Menge der Bekenner, besonders aber auf die Unfehlbarkeit der Kirche.

Solche Gründe übten jedoch auf mein Erkenntniß nicht die Kraft aus, welche sich der Pater versprochen hatte. Denn das Alter der Kirche und die Anzahl ihrer Glieder verbürgen doch nicht auch ihre Wahrhaftigkeit.

Es sind äußere, zufällige und der Veränderung unterworfne Umstände. Denn wenn auch die katholische Kirche schon länger als achtzehn Jahrhunderte auf der Erde besteht, so kann ich daraus nicht den Schluß ziehen, daß sie deshalb auch und eben so lange nur und allein die Wahrheit gelehrt habe und ferner noch lehren werde. Es wäre ja wol denkbar, daß sie während der langen Zeit ihres Bestehens an der ursprünglichen Lauterkeit Schaden gelitten, oder, was beim Alter gewöhnlich ist, so hinfällig geworden, daß sie einer Wiedergeburt bedurfte. Gesetzt, eine solche Läuterung und Wiedergeburt sei geschehen, dann würde die Verklärte und Wiedergeborne zwar jünger, aber wahrer sein: und auch sie dürfte sich, wegen der Reinheit und Richtigkeit ihrer Lehren, so wenig auf die Jugend, wie ihre Mutter auf das Alter, berufen. Aus diesen Eigenschaften folgt Nichts, weil es alte und neue Wahrheiten und Irrthümer geben kann und wirklich giebt.

Was die Wunder betrifft, so müßte vor Allem der Begriff

derselben festgestellt werden. Sind sie nur übernatürliche, von Gott unmittelbar bewirkte Ereignisse, wer will dann bestimmen was natürlich, was übernatürlich ist, wo die Natur aufhört und das Uebernatürliche anfängt; wer bestimmen, wie Gott wirket, ob mittelbar oder unmittelbar, und was von ihm auf diese oder jene Weise hervorgebracht worden? Auch lassen sich die angeblich wunderbaren Thatsachen nicht immer mit der erforderlichen Bestimmtheit nachweisen; es ist in vielen Fällen unmöglich auszumachen, was wirklich geschehen und was auf Rechnung absichtlicher oder unabsichtlicher Täuschung zu setzen ist. Angenommen jedoch, jene Thatsachen wären durch unwidersprechliche, geprüfte, einstimmige Zeugnisse beglaubiget, so ist wieder noch zu entscheiden, ob sie auf natürliche oder übernatürliche Weise geschehen; und könnte auch das ausgemacht werden, so geben sie doch keinen Beweisgrund für die Wahrheit eines Satzes ab. Es folgt nicht: diese Begebenheit ist im höchsten Grade unbegreiflich und wunderbar, also ist es wahr, daß der Kreis ein Zirkel, daß die Tugend Pflicht ist. Diese Wahrheit und jene Falschheit, sie können nur, wie alles Wahre und Falsche, mit dem Auge des Geistes, durch klares und deutliches Vorstellen der Begriffe erkannt werden. Daher auch Christus der Lehrer der Wahrheit und des Geistes, der Wundersucht abhold ist und Diejenigen züchtiget, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht Zeichen und Wunder sehen. Ohne den Geist der Wahrheit können die Wunder auch gefährlich werden und zum Irrthume verleiten; denn auch Lügenpropheten und falsche Christen können Wunder thun.

Die Unfehlbarkeit allein würde die Wahrheit verbürgen. Denn wer nicht fehlen kann, der muß die Wahrheit sagen. Da kommt es aber wieder darauf an, daß man sich von dem Vorhandensein, von dem Walten der Unfehlbarkeit unter Menschen genau überzeuge. Es ist dies um so nothwendiger, je scheinbarer eine solche Behauptung für den trägen, zum

Selbstforschen nicht geneigten Geist ist, und je leichter sie schwache Gemüther täuschen kann.

Für den Pater war die Unfehlbarkeit eine ausgemachte, unwidersprechliche Wahrheit; sie war ihm der Fels, auf welchem die alleinseligmachende Kraft der Kirche ruhe. Denn, sagte er, da nur der Besitz der ganzen und reinen Wahrheit selig macht, aber die Vollständigkeit und Lauterkeit der Wahrheit ohne Unfehlbarkeit nicht denkbar ist, so würde die Kirche, wenn sie nicht unfehlbar wäre, auch nicht die alleinseligmachende genannt werden können.

Mir schien sie eine leere, durch Nichts zu begründende Behauptung. Wäre die Kirche wirklich unfehlbar, so müßten auch ihre Lehren übereinstimmend sein. Das ist nicht der Fall. Nicht nur in vielen andern Stücken, sondern selbst über die Frage, wem die Unfehlbarkeit zukomme, weichen die Meinungen so stark von einander ab, daß sie von Einigen dem Papste, von Andern aber den Bischöfen zugeschrieben wird, daß jene den Papst über Alles erheben, diese ihm keine wesentlichen Vorzüge einräumen und ihn mit den Bischöfen in gleichen Rang stellen.

Diese entgegengesetzten Ansichten sind auch keine zufälligen Erzeugnisse; sie stützen sich auf Aussprüche der Schrift, der Concilien und Päpste. Welche sich für die Bischöfe erklären, halten sich besonders an die Kirchenversammlung zu Basel, welche den Papst den Concilien unterordnete; die Anhänger des Papstes halten sich an die Entscheidungen des heiligen Stuhls und an die von den Päpsten abhängigen und beseelten Kirchenversammlungen. Jene lehren: die Apostel, folglich auch ihre Nachfolger, die Bischöfe, haben alle eine gleiche und zwar eben jene höchste Gewalt von dem Herrn empfangen, die er selbst vom Vater empfangen hatte. Nach ihnen hat der Papst keine wesentlichen Vorzüge, er ist etwa was ein Präsident in einem demokratischen Staate ist, aber auch nicht mehr. Diese behaupten dagegen: der Papst ist der Nachfolger Petri; Petrus

ist aber der Fels, auf den Christus seine Kirche baute, die die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, er ist der Hirt der ganzen Heerde, aller Schaafe und Lämmer; ihm wurden die Binde= und Löseschlüssel ganz besonders übergeben; folglich ist auch der Papst der Fels der Kirche, mit dem Alle zusammen=hängen müssen, wie ein Gebäude mit seinem Grunde, der Eine Hirt, dessen Stimme Alle hören müssen, die zu seiner Heerde gehören wollen; der Eine und Höchste, dessen Handlungs=weise Alle nachahmen und befolgen müssen, die im Himmel=reiche mit einbegriffen sein wollen.

Das sind, die Grundsätze und die Erklärung derselben zugegeben, die beiden widerspruchfreien Ansichten über die Träger der Unfehlbarkeit. Denn entweder haben alle Apostel, folglich auch alle Bischöfe, gleiche Gewalt: dann müssen sie auch unfehlbar sein; oder Einer von ihnen, nämlich Petrus und der Bischof zu Rom als sein Nachfolger, besitzt wesentliche Vorzüge: dann kommt dem Papste allein die Unfehlbarkeit zu.

Aber welche von beiden Meinungen ist denn die rechte, welcher darf ich trauen und anhängen?

Noch Andere wollen jene beiden Ansichten zu einer dritten vereinigen; das ist jedoch nicht möglich. Wer einen Papst annimmt, d. h. wer den Bischof zu Rom in Rücksicht seiner geistigen Macht und Bedeutsamkeit über die übrigen stellt, der muß ihm auch die Gabe der Unfehlbarkeit zuschreiben. Der Fels der Kirche, der Einheitspunkt des Glaubens, der Hirt, dessen Stimme zu hören jeder verbunden ist, der, welcher die Lehre, den Glauben und die Liebe Christi hat, er muß un=fehlbar sein, oder der Fels ist schwankend, der Einheitspunkt unsicher, die Stimme des Hirten zweideutig, der Glaube, die Lehre und die Liebe sind unzuverlässig. In diesem Falle kann von der Unfehlbarkeit der Bischöfe nicht die Rede sein. Es sollen aber dem Papste und den Bischöfen ihre ursprünglichen Rechte erhalten bleiben, d. h. die Bischöfe haben die höchste Ge=walt und der Papst hat eine noch höhere; er ist aber deshalb

Nichts mehr als seine Brüder, die ihm gleich, aber unterworfen sind. Mit einem Worte, man müßte den Papst und die Bischöfe in Rücksicht ihrer geistigen Macht und Bedeutsamkeit einander zugleich als unter-, gleich- und übergeordnet denken.

Wer ist also unfehlbar, ist es der Papst, sind es die Bischöfe allein, oder sind es diese und jener zusammengenommen? Vielleicht ist es eine von den drei Partheien? Vielleicht auch keine. Weiß ich nicht, von wem ich die unfehlbaren Aussprüche zu erwarten und zu holen habe, so weiß ich auch nicht, welche Aussprüche ich für unfehlbar halten soll, und die Unfehlbarkeit hilft mir Nichts.

Ich hatte auch noch andere Bedenklichkeiten und Einwendungen gegen die Behauptung der Unfehlbarkeit der Kirche und ihre Nothwendigkeit, die der Pater zu zerstören versprach. Er mußte aber einem wichtigeren Geschäfte für diesmal folgen, als die Nachricht eintraf, daß Frau v. Sand dem Tode nahe sei.

VII.

Der unbekannte Wohlthäter blieb mir treu. Die bestimmte Summe wiederholte sich regelmäßig. So war es möglich, meine und der Eltern nöthigste Bedürfnisse zu bestreiten, und was zu einem angenehmen Leben noch fehlte, gewährte Adelens zarte Aufmerksamkeit in reichem Maaße. Ehe ich selbst ein Bedürfniß oder einen Wunsch erkannt, hatte sie ihre Fürsorge schon befriediget. Eine Mutter konnte den geliebten Sohn, die Stütze des Alters, die Hoffnung des Lebens, nicht mit mehr Sorgfalt umfassen.

Wie aber der Mißdeutung Nichts so sehr ausgesetzt ist, als reines, uneigennütziges Wohlwollen, so erfuhr Adele auch in dieser Rücksicht manche schiefe Beurtheilung. Mir

war aber ihre Handlungsweise so wenig befremdend, daß ich sie, von Adelens innerstem Streben ausgehend, natürlich fand. Bedürftigen, hülflosen Kindern beizuspringen, war ihr liebstes Geschäft und die Aufgabe, deren Lösung sie zum Ziele ihres in anderer Hinsicht verfehlten Lebens gesteckt zu haben schien. Sie hatte Gelegenheit gehabt, mich und meine Verhältnisse kennen zu lernen; warum hätte sie nicht auch mir ihr Wohlwollen schenken sollen.

Ich gefiel mir in Betrachtungen der Art so wohl, daß ich auch einen Schritt weiter ging und in Fräulein v. Linden jene unbekannte Seele vermuthete, die mich wie ein unsichtbarer Engel begleitete. Ich stützte meine Vermuthung einmal auf die Entdeckung, die ich gemacht zu haben glaubte, daß die Aufschrift der mir übersendeten Papiere einer weiblichen Hand angehören müßte; dann konnte Adele, vermöge ihrer Stellung, von jenem für mich so nachtheiligen Ereigniß im Hause des Bankier leicht Kenntniß erhalten haben, und daß sie ihre schönsten Handlungen am meisten zu verbergen suchte, davon hatte ich mich selbst mehr als einmal überzeugt.

Während ich Adele wie eine Mutter ehrte und liebte, beneidete man mich wegen des hohen Glückes, die Gunst einer Dame zu besitzen, die mit den Männern ein grausames Spiel treibe und gegen die Bitten und das Flehen selbst der Ausgezeichnetsten gleichgültig bleibe.

Zu den Neidern, obschon auch nicht zu den Ausgezeichneten der Männer gehörte auch Graf Goldmann. Die Natur schien ihn nicht zum Helden der Liebe bestimmt zu haben. Der Liebe heiliger Geist war ihm fremd; was er so nannte, war im mildesten Sinne feiner Epikureismus. Auch war sein Aeußeres dergestalt vernachlässiget, daß er sich nicht mit Unrecht mit Shakspeares Herzog von Gloster verglich. Dafür hatte ihn der Zufall der Geburt zum Herrn über ein unermeßliches Vermögen gesetzt. Dies söhnte ihn mit seinem Schicksal aus.

„Der Glanz des Goldes überstrahlt die schönsten Eigenschaften des Menschen, sein Gewicht unterdrückt das größte Verdienst. Gold ist der Hebel des Lebens, der Gott und die Allmacht der Erde. Gold gleicht Alles aus, ebnet Alles, verbindet Alles; ein goldner Schlüssel öffnet auch dem Krüppel das Herz der schönsten Spröden, wie der gesittetsten Frau."

Seine Theorie schien sich leider nur zu sehr zu bewähren; wenigstens lieferte das Register, welches er über die Schönen führte, die als besonders tugendhaft galten, deren Unschuld jedoch an seinen goldnen Ketten gestorben war, schlagende Beweise hiervon. Seinen schönsten Ruhm fand er darin, daß er, der häßlichste Mann, von dem schönsten Weibe geliebt werde. Adele war das schönste weibliche Wesen, welches er kannte, bei ihr wollte und hoffte er die Krone seines Ruhmes zu erwerben; aber gerade an ihr scheiterten seine Künste und er hatte trotz aller angewandten Mittel noch keinen freundlichen Blick erhalten können. „Gieb mir dein Zaubermittel," rief er unwillig, „ich gebe dir mein halbes Vermögen."

Da Adele schon seit längerer Zeit sich bei ihrer kranken Freundin, der Frau Rittmeister v. Sand, aufhielt und nur selten in die Residenz kam, so hatte Goldmann beschlossen, die Bekanntschaft des Rittmeisters zu machen, um auf diesem Wege mit Adele in nähere Berührung zu kommen. Er schüttelte an einem schönen Frühlingsnachmittage den Staub der Residenz von seinen Füßen. Aber schon nach kurzer Abwesenheit stürzte er wieder ins Zimmer und rief fast athemlos: „Brüder, ich habe einen Engel gesehn, mein halbes Vermögen dem, welcher mir sagt, wo dies himmlische Wesen athmet!"

„Freund," entgegnete Einer aus der Gesellschaft, „zu einem Engel gehört mehr als du ahnest. Engel und himmlische Wesen haben sich der Erde entfremdet und dein überirdisches Mädchen möchte wol kaum werth sein, daß man sich nach seiner Wohnung erkundigt."

„In Wahrheit, sie ist ein Engel und schön wie die Liebes-

Göttin. Ihr Wagen nahm die Richtung nach dem Ziel...... Garten, laßt uns dorthin gehen, ich finde sie vielleicht."

Der schöne Tag hatte auch die schöne Welt aus der Stadt und vom Lande in den weiten, zierlichen Räumen des Gartens versammelt. Goldmann verlor sich unter der Menge, er musterte Schleier und Hüte, aber seinen Engel schien er nicht zu finden. Meine Aufmerksamkeit hatte ein Bettler auf sich gezogen, welcher am Eingange saß und ein Goldstück mit Wohlgefallen betrachtete. „Ich hätt's nicht gedacht, daß auch in der Seide Barmherzigkeit wohnt — und so viel; sie verschwand auch so schnell, daß ich ihr gar nicht danken konnte." Er richtete seinen Blick auf die Menge, um seine Gönnerin zu entdecken. „Da kommt sie." Bei diesen Worten wollte er sich aufrichten, aber das hölzerne Bein hatte sich losgeschnallt und er mußte bleiben. Es war Adele, sie kam, dem alten John einen Auftrag zu ertheilen.

„Wie geht es zu, daß das immer fröhliche Fräulein heut so ernst aussieht? Sie ist ja gar in Trauer gekleidet. Ist etwa Einer ihrer Anbeter gestorben, den sie ungern verlor, oder betrauert sie ihr Leben?" fragte Johns Nachbar.

„Wahrscheinlicher wohl ihr Söhnlein, welches sie sehr liebte und zeitig verlor. So ist's denn, es ist heute sein Todestag. Nun ist mir's auch klar, warum sie jedes Jahr an diesem Tage schwarz ging."

„Du fabelst, John, ich kenne das Fräulein so lange es beim Baron v. Wurm ist; habe aber kein Wort gehört von dem, was du sagst."

„Ist auch nicht nöthig; wenn es alle Welt wüßte, wäre es kein Geheimniß. Ich wußte es auch nicht und habe es erst vor einigen Tagen von meinem alten Kameraden erfahren; du weißt ja, daß er sich in der Welt herum treibt und so gern Geheimnisse sammelt, um sie theuer zu verkaufen."

„Da hätten wir doch am Orte eher Etwas hören müssen, als er im Auslande."

„Eben, im Auslande trug sich ja die rührende Geschichte zu, in der Schweiz, in dem Dorfe — ich weiß den Namen nicht mehr. Wenn er nur da wäre, er würde dir ausführlich erzählen, wie das Fräulein einmal in der Schweiz gelebt, daß dort ihr Sohn geboren, einem jungen Ehepaar als Pflegling übergeben und endlich von den Flammen des Feuers verzehrt worden ist.“

Wieder ein Märchen, dachte ich, und zog mich in eine Gartenecke zurück, um den Gedanken nachzuhängen. Aber welch Erstaunen! Mir gegenüber saß das Original zu dem Bilde, welches ich in Adelens Zimmer gesehen und das auf mich so wunderbar gewirkt hatte. Das Urbild drückte noch sprechender und lebhafter als das Nachbild jene Züge aus, die ein reiner Geist der körperlichen Hülle aufgedrückt und welche vereiniget der Gestalt jenes hehre Wesen lieh, das mehr zur Anbetung und Nacheiferung als zur Bewunderung stimmt. Als mein Blick sie fand, war sie allein, das sanfte Auge ruhte auf einer spielenden Kindergruppe. Später fand sich Adele an ihrer Seite, und als sie mich von ungefähr erblickte, wandte sie sich wie erschrocken ab, sagte einige Worte zur Freundin und Beide machten Anstalt sich zu entfernen.

„Mein Engel,“ rief der Graf hinter mir, „sie ist's! Gewiß du kennest sie. Sage wer sie ist, ich fasse jedes Wort in Gold.“

„Herr Graf,“ begann ein hagerer Mann, der neben mir gesessen und beide Frauen aufmerksam beobachtet hatte, „die Junogestalt mit dem großen dunklen Feuerauge ist Adele von Linden, die Freundin des Bischof Nepomuk und die Angebetete des Rittmeister von Sand auf Rosenhof. Merkwürdig!“

„Nicht sie, sondern ihre Nachbarin,“ unterbrach ihn der Graf. Aber der Erstere fuhr fort: „Merkwürdig! Fräulein Linden hat so viel Anlage eine glückliche Gattin und Mutter zu sein, auch warben schon die geachtetsten und verdienstvollsten

Männer um ihre Hand und doch schlug sie die glänzendsten Partieen aus. Auch der Rittmeister, obgleich er sie anbetet, scheint nicht glücklicher zu sein, oder doch nur wenig Hoffnung zu haben."

„Nein! das Mädchen mit dem blonden Haar, dem üppigen Lockenreichthum, dem schönen blauen Auge, mit der weißen bis zum Adernetz durchsichtigen Haut, der Perlenreihe im blühenden zum Kuß geschaffenen Munde, das Mädchen meine ich, mit der hohen Brust, des Busens Fülle, den runden Hüften."

„Ich sehe," fiel der Erstere ein, „der Herr Graf sind ein Kenner der Schönheit, verstehen das Ganze gehörig in seine Theile aufzulösen und zollen auch dem Unscheinbaren seinen Werth."

Aber leider sah der Graf Nichts von der schönen Seele, welche über die äußere gefällige Form jenen himmlischen Zauber ausgoß, vor der auch der frechste Sinn anerkennend verstummen muß. Die schöne Seele ließ er den Philosophen, ihn selbst fesselten äußere Wohlgestalt und Reize, und er fragte nur: wer ist sie, wo ist sie, wie kann ich sie finden?

Sein Erklärer nahm das Wort wieder:

„Sie ist bezaubernd schön, wie Sie selbst sehen, und der Wege zu ihr giebt es zwei. Der eine führt durch die Liebe zum Herzen und den werden der Herr Graf nicht gehen wollen, der andere über eine goldne Brücke zum Besitz ihrer Person; dieser ist recht eigentlich für Sie geschaffen."

„Sie wäre also auch käuflich?"

„Nicht sie."

„Dann komme ich nicht zum Ziele."

„Und doch! Aber Sie müssen um ihre Hand werben und sich durch die Form der Ehe mit ihr verbinden."

„Wenn es sein muß."

„Das Band, von der Liebe nicht gewebt, ist locker und es kann leicht wieder aufgelöst werden, wenn es inkommodirt oder lästig wird."

„Ich verstehe. Aber wie hängt dies zusammen? Sagen Sie nur etwas Näheres von der Herrlichen und wo sie ist.“

„Sie ist die Tochter des Rittmeister v. Sand und einigermaaßen die Nichte des Baron v. Wurm. Dieser möchte sie gern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche führen. Ursprünglich war es auf ihre Mutter abgesehn; sie war die Stiefschwester des Barons und bekannte sich zur protestantischen Kirche. Aber seine Versuche scheiterten an ihrer Standhaftigkeit. Sie glaubte vielleicht auch, der Baron wolle nur seine Laune auf eine eigensinnige Weise an ihr ausüben, denn sie hing nach dem Tode der Eltern ganz von ihm ab. Hierin irrte sie jedoch; denn der Baron war wirklich auf ihre Glückseligkeit bedacht und er wußte der Schwester keinen größeren Beweis von seiner Liebe zu geben, als sie vom Irrthume zu heilen und der Wahrheit zuzuführen. Er hatte seine Hoffnung bereits aufgegeben, als sich ihm unerwartet eine neue Aussicht eröffnete. Der Rittmeister warb nämlich um Klementine, die Schwester des Barons. Er war katholisch, und jener gab gern die Einwilligung, erinnerte ihn jedoch an die Pflicht, auf das Herz seiner irrenden Gattin zu wirken, es zu erweichen und für den rechten Glauben empfänglich zu machen. Der Rittmeister war ohne Vermögen. Diesen Umstand benutzte der Baron, seiner Wirksamkeit die erforderliche Spannkraft zu geben. Er versprach ihm nämlich sein schönstes Rittergut Rosenhof als Eigenthum, wenn es gelänge, die Gattin zu bekehren; bis dahin sollte er jedoch nur Nutznießer sein und auch dies nur so lange, als er sein Werk mit gehörigem Eifer betreiben werde. Natürlich ging von Sand gern in den Vorschlag ein; er war auch immer eifrig bemüht, die Sinnesänderung seiner Frau zu bewirken, aber ohne Erfolg; denn sie ist doch vor einigen Tagen im Unglauben gestorben.“

„Wie stimmt dies zu meinem Begehren?“

„Schenken Sie mir nur noch eine kurze Zeit das Ohr. Nun tritt die Tochter an der Mutter Stelle; wird Rafaele

katholisch, so ist der Rittmeister Herr von Rosenhof; wird sie es nicht, dann muß er es meiden. Und sie wird es nicht werden; denn sie ahmt der Mutter nach, hat ihren Sinn geerbt und will ihren Glauben um keinen Preis verlassen. Der Rittmeister kann dagegen Rosenhof nicht entbehren, er ist ein müßiges und üppiges Leben gewohnt, dies müßte er aber mit dem Verluste des Rittergutes aufgeben; er müßte sogar auf Adelens Liebe verzichten, denn das in Glanz und Pracht lebende Fräulein würde den armen Mann nur verachten. Dies Alles kann er nicht missen. Im Grunde gilt es ihm gleich, ob seine Tochter katholisch oder muhamedanisch denkt, in diese oder jene Kirche geht, wenn er nur zum sicheren Ziel seiner Wünsche kommt, die sich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens vereinigen; darnach geht sein Streben und er verachtet kein Mittel. Sehen Sie nun, Herr Graf, machen Sie den Rittmeister zum reichen Mann, so giebt er Ihnen sicher die Tochter, ohne nach ihrer Neigung zu fragen, und diese wird sich glücklich schätzen, einem Mann die Hand reichen zu müssen, den sie nicht liebt, wenn sie nur ihrem Glauben treu bleiben kann."

Der Graf war entzückt über die Auskunft, er umarmte seinen Rathgeber und versprach ihm eine angemessene Belohnung. Jetzt strebte er nicht nach Adelens Gunst, Fräulein von Sand war nun sein Ziel, sein Stolz; es koste was es wolle, ihr Besitz müßte ihm werden.

„Herrliches Wesen! solltest du in die Hände dieser Kothseele fallen! Aber so tief sinken kann ein Vater nicht, daß er das Glück des Kindes vernichte und auf seinen Trümmern den Tempel der eignen Wollust erbaue!" Unter solchen Betrachtungen war ich nach Hause gekommen, wo ich einen Brief vom Pater fand, folgenden Inhalts:

„Die Unglückliche! Sie ist nicht mehr. Ihre Seele löste sich, als die letzten Strahlen der Sonne die Erde beschienen. Sie starb in ihrem Wahn. Ich versuchte was ich konnte, ich

bat, ich beschwor sie, doch im Angesicht des Todes das Herz umzuwenden, den Willen zu dem zu kehren, vor dessen Richterstuhle sie nach wenigen Augenblicken erscheinen werde. Umsonst. „„Wohl, Herr Pater, entgegnete sie mir mit einer unbegreiflichen Ruhe, ich werde bald vor dem Ewigen stehen und von meinem Leben Rechenschaft ablegen müssen; wohl bin ich eine Sünderin, aber ich vertraue auf Gott, er gab mir Trost in des Lebens Trübsalen, er wird auch im Tode mit mir sein. Allgütiger in deinen heiligen Willen ergebe ich mich.““

„Sie thun Recht daran,“ antwortete ich; „aber wer sich dem Willen Gottes ergiebt, befolgt auch seine Anordnungen, braucht die Mittel und wandelt die Wege, die er selbst zum Wohl seiner Kinder vorgeschrieben hat.“

„„Ich verstehe Sie, Herr Pater, erkenne auch Ihren guten Willen dankbar, allein hierüber werden wir wohl nicht einig werden. Sie meinen, ich sei auf falschem Wege und wolle durch eine Hinterthür in den Schafstall dringen, weil ich nicht durch die Pforte gehe, welche ihre Kirche öffnet und von den Priestern derselben nicht die letzte Wegzehrung nehme; ich glaube dagegen, daß nur Ein Weg in das Reich Gottes führt, der, welchen Christus selbst gewandelt ist, und den zeigt die Kirche, der ich angehöre, gleichfalls jedem der ernstlich will und strebt, und er führt auch ohne die Vermittelung eines katholischen Priesters zum Leben. Könnte ich nur sagen, ich sei ihn stets gewandelt den Weg der Liebe und der Tugend!““

„Ich machte sie darauf aufmerksam, daß von dem Verhalten in dem letzten Augenblicke ihres Lebens viel, ja Alles für die Ihrigen abhänge, daß Glück und Unglück des Gatten und der Tochter an dasselbe geknüpft sei. Sie blieb bei ihrem Sinn. „„Rafaele! Tochter! Gott schütze nur mein Kind,““ seufzte sie, drückte Rafaele krampfhaft an ihr Herz und verschied.“

„Der Bischof ist untröstlich. Er hatte immer noch gehofft die Schwester zu retten; es war sein heißester Wunsch, er

opferte ihm so viel und nun ist Alles umsonst. Aber wodurch? durch die Intriguen eines Weibes. Es ist Adele v. Linden. Der Baron hält sie für seine Freundin und schenkt ihr unbedingtes Vertrauen; sie bezahlt ihn dafür mit Undank, mißbraucht seine Güte und verhindert die Ausführung seiner edelsten Entschließungen. Kann er hierüber nicht eines Besseren belehrt werden, so wiederholt sich bei der Tochter der unglückliche Fall der Mutter; denn Fräulein v. Linden wird Nichts unversucht lassen, die Bemühungen, wenigstens Rafaele zu retten, so lange zu hintertreiben und fruchtlos zu machen, als es ihrem Plane gemäß ist."

„Ich hole etwas weiter aus, damit Sie mich verstehen, auch dürften Ihnen diese Winke für die Zukunft nützlich werden."

„Unser Bischof stammt nämlich aus einer edeln und frommen Familie, deren Glieder stets eifrige Anhänger der Kirche gewesen sind. Nur sein Vater machte hiervon eine beklagenswerthe Ausnahme. Er heirathete nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die geschiedene Frau eines Offiziers, welche sich sammt ihrer Tochter zur protestantischen Kirche bekannte. Er selbst blieb zwar seinem Glauben treu, that aber auch Nichts, die Wirksamkeit desselben auf die irrenden Gemüther der Seinen zu versuchen, vielmehr gelobte er, sie wegen des Glaubens niemals zu beunruhigen. Er hielt Wort und sorgte auch für die Erziehung seiner Tochter im Geiste des ächten Protestantismus."

„So lange der alte Herr v. Wurm lebte, durfte der Sohn nicht versuchen, Mutter oder Tochter auf andere Gesinnungen zu bringen, wie sehr er es auch wünschte; denn er war von dem Geiste der Kirche durchdrungen, er hatte ihre Wahrheit und Gnadenschätze erkannt und wünschte von ganzem Herzen, daß vor Allen Diejenigen an denselben Theil nehmen möchten, die ihm besonders nahe standen. Als aber der Vater der Frau im Tode nachgefolgt war, hatte der Sohn die Pflicht, den Fleck der Ketzerei von seiner Familie abzuwaschen;

der Priester und liebevolle Bruder, seine Schwester vom Irrthume ab- und zur Wahrheit hinzuführen. Er wendete alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, seinen Zweck zu erreichen: er wies hin auf den Abgrund, der sie zu verschlingen drohte, er zeigte ihr den Weg zur Rettung, er belehrte sie von den Vorzügen und der Wahrhaftigkeit der Kirche, er versprach sein Vermögen mit ihr zu theilen und aus allen seinen Kräften auch für ihr zeitliches Wohl zu sorgen. — Vergebens. Sie bestand auf ihrem harten Sinn und wollte lieber in Dürftigkeit leben, als die vermeintlich erkannte Wahrheit fahren lassen."

„Man verschreit uns als Proselytenmacher, als unduldsam und anmaßend, wenn wir die göttliche Wahrheit zur Annahme empfehlen und Andere für unsere Einsicht zu gewinnen suchen. So können aber nur Diejenigen reden, welche weder unsere gute Absicht, den Wunsch, unsere Erdenbrüder sammt und sonders zu beseligen, noch die Heiligkeit der Sache kennen. Mag es auch Einige gegeben haben oder noch geben, die sich der Reinheit und Schönheit des Zweckes nicht ganz bewußt waren, uns leitet hierbei die Liebe und der Befehl des Herrn, das Licht der Wahrheit in der Welt leuchten zu machen."

„Leider verkennen viele Menschen auch die beste Absicht und treten das eigene Glück mit Füßen; andere sind schwach, sie scheuen jede Anstrengung, sie lagern sich auf dem Polster der Trägheit und lassen ruhig das Rad des Verderbens über sich gehen. Es ist erlaubt dem Blinden das Auge zu öffnen, wenn er auch einigen Schmerz erdulden sollte und den Trägen durch wirksame Triebfedern zur That anzuspornen. Wenn das Auge zu blöde ist, den Glanz der Himmelsleuchte in gerader Richtung aufzunehmen, so muß er ihm gebrochen und gemildert zugeführt werden, und wem der ebene und gerade Weg zu rauh dünkt, den darf man auf, ihn besser ansprechenden, anmuthigeren Pfaden und über Hügel und Berge zum Ziele führen."

„Nachdem der Baron, was in seinen Kräften stand, bei der Schwester fruchtlos angewendet hatte, geschah es, daß Ritt-

meister v. Sand sich um ihre Liebe bewarb. Die Liebe soll ja Wunder wirken, und in diesem Falle konnte sie es auf die edelste Weise. Der Baron gab seine Einwilligung in die Verbindung. Er ermahnte den Rittmeister, daß wahre Liebe auch das wahre Wohl ihres Gegenstandes im Auge haben müsse, daß es ihm also obliege, das geistige Glück seiner andersdenkenden Hälfte zu fördern. Er hatte für Klementine, so hieß die Schwester, das reizende und einträgliche Rosenhof als Mitgift bestimmt. Damit jedoch seine Güte nicht nachtheilig wirkte, daß sie vielmehr ein Mittel zur Glückseligkeit der Schwester werde, auch um der möglichen Lauheit des Rittmeisters mit einem Hebel zuvor zu kommen, so sollte Herr v. Sand dann erst rechtmäßiger Besitzer von Rosenhof werden, wenn seine Gemahlin das Bekenntniß ihrer Sinnesänderung ablegen würde; inzwischen ward ihm der Genuß der Einkünfte und des Ertrages gestattet."

„Die Vorsicht erforderte, der Frau Rittmeister diese Bestimmungen vorläufig zu verschweigen, weil Alles an ihrem Eigensinn gescheitert wäre. Man wollte wie kluge Aerzte allmälig und auf die schlaueste Weise zu Werke gehen, man wollte der Kranken den Schmerz der Operation möglichst ersparen. Deshalb und weil die Tochter einst auch der Mutter im Glauben folgen, diese aber, wenn sie durch Umgang und Theilnahme die Heilkraft und die Gnadenschätze der Kirche mehr kennen gelernt und sich überzeugt, daß das Wohl der Familie von ihrem Entschluß abhänge, um nicht ihr Kind, sich und den Gatten ins Unglück zu stürzen, endlich nachgeben werde; so ließ man es geschehen, daß Rafaele in der protestantischen Kirche getauft wurde. Allein man täuschte sich. Frau von Sand war von der Lage der Dinge unterrichtet worden; sie schrie über Betrug und Verrath. Wer kann wissen, wie weit es schon damals gekommen sein würde, wenn es nicht Fräulein v. Linden, welche zu jener Zeit das Haus des Rittmeisters öfter zu betreten anfing, gelungen wäre, die Gemüther zu besänftigen."

„Sie erklärte sich für Frau v. Sand, mißbilligte das Vorhaben und ihr Einfluß vermochte nicht nur den Rittmeister, sondern selbst den Baron zur Nachsicht, zur Verschiebung ihrer Absicht auf günstigere Zeiten zu bewegen. Für Klementine war dieses Ereigniß erwünscht, sie betrachtete Adele als ihre Freundin, die nur ihr Bestes wolle und sie aus einer peinlichen Lage gerettet habe."

„Doch dieses harmonische Verhältniß wurde bald durch eine bittere Erfahrung, welche die Frau Rittmeister machen mußte, empfindlich gestört. Sand blieb nämlich in dem Netze hängen, welches Adele so künstlich zu weben und über Diejenigen auszubreiten versteht, die sie zu Spielpuppen an sich ziehen will. Seine Neigung konnte der Gemahlin nicht verborgen bleiben. Sie sah sich abermals betrogen. Seit dieser Zeit bemächtigte sich ihrer ein verzehrender Gram; er führte sie durch eine langsame Krankheit endlich in's Grab."

„Als sie ernstlicher erkrankte, wollte man einen neuen Versuch machen, aber Adele mischte sich wiederum ein. Frau von Sand sei krank; um die Krankheit nicht zu verschlimmern, müsse man sie schonen und erst ihre Genesung abwarten, ehe so empfindliche Saiten ihres Gemüthes von Neuem angeschlagen würden. Der Bischof gab nach und mit dem Tode der Schwester sank seine schönste Hoffnung in's Grab."

„Groß ist sein Schmerz. Noch größer sind seine Liebe und Langmuth. Verschmähte auch die Schwester seine Liebe, so nimmt er sich doch der Nichte mit desto größerem Eifer an, hoffend, daß er mit der Rettung dieser auch jener noch ein besseres Schicksal bereiten werde. Das Gebet der Neubekehrten ist der Gottheit ein lieblicher Geruch; die heilige Mutter Gottes, die Fürbitte der Heiligen und die Segnungen der Kirche werden sich vereinigend der Unglücklichen gewiß Gnade erwirken. Er läßt daher auch die Bedingungen wegen Rosenhof bestehen. — Der Vorfall scheint dem Bischof doch einiges Mißtrauen gegen Adele eingeflößt zu haben, denn er hat dem

Rittmeister eingeschärft, ferner keinen fremden Einflüsterungen Gehör zu leihen und die Bekehrung der Tochter mit Ernst zu betreiben, sonst wolle er seine Hand zurückziehen und ihn seinem Schicksal überlassen."

„Das wichtige Geschäft, Rafaele in die Arme unserer heiligen Mutter, der Kirche, zu führen, ist mir übertragen worden; es wird aber um so schwerer sein, als Rafaele den festen Sinn der Mutter geerbt hat und Adele Lust zu haben scheint, auch bei der Tochter dieselbe Rolle zu übernehmen, welche sie bei der Mutter so glücklich ausgeführt hat. Ich werde zwar umsichtiger verfahren als meine Vorgänger und ihre Künste zu vereiteln wissen, es dürften aber noch immer manche Hindernisse zu überwinden sein, so daß ich mich freuen würde, wenn Sie mir behilflich sein wollten."

„Ich weiß wohl, daß Sie mit mir hierüber nicht übereinstimmend denken, daß Sie sogar Anstand nehmen, unsere Kirche die alleinseligmachende zu nennen, weil Sie nicht glauben können, daß sie allein die Wahrheit besitzt. Ich habe Ihnen aber versprochen, den Beweis davon zu führen. Auch Rafaele stößt sich vorzüglich an dieses Dogma, und da Sie mir gewiß solche Einwendungen machen werden, daß auch Rafaele, wenn sie beseitiget worden, zufrieden sein wird, so hätten Sie mir einen indirekten Dienst geleistet, und diesen wünsche ich auch nur."

„In Kurzem kommen wir Alle in die Residenz. Ich hielt es für nöthig, Sie im Voraus auf gewisse Verhältnisse und diejenigen Personen aufmerksam zu machen, mit welchen Sie in nähere Berührung treten werden. Vornehmlich war es Pflicht, vor Adele zu warnen. Es würde mir Leid sein, wenn Sie, noch unerfahren mit weiblicher Verstellungskunst, eingingen in die Schlingen, die sie Ihnen schon gelegt hat. Den Anfang machte sie, als sie Ihnen Wohnung in der Behausung des Barons auswirkte; die übrigen Fäden sind so fein, daß sie Ihnen unsichtbar und desto gefährlicher sind."

Rafaele v. Sand war nicht allein ein schönes Mädchen, sie war auch eine schöne Seele. Schon ihr Bild hatte Gefühle und Regungen in mir geweckt, die ich mir nicht klar machen konnte, mich aber wunderbar ergriffen. Der Anblick ihrer Person bestätigte oder brachte zu höherer Klarheit jene Ahnung von dem Walten eines tugendhaften Geistes in den anmuthigen Formen; ein näherer Umgang lehrte mich sie gleichsam als ein höheres Wesen verehren.

Unsere Geister hatten sich bald erkannt und der Freundschaft heiliges Bündniß geschlossen. Ich achtete und liebte sie als Vorbild, als Muster der Nachahmung in Allem, was schön, edel und trefflich ist. In ihr war das Ideal der Weiblichkeit, welches ich mir gebildet hatte, am meisten verwirklicht; sie besaß viele Vorzüge des Geistes und des Herzens, zu ihnen gesellte sich jene Anspruchslosigkeit, die sich des eignen Werthes nicht bewußt zu sein scheint und den Beschauer wie mit Zauberkraft fesselt; Unschuld und Reinheit des Sinnes verliehen ihr eine himmlische Heiterkeit, welche sie auch im Leiden nicht verließ, aber der Glanz- und Haltpunkt ihrer Seele war der innige Glaube an Gott, das unerschütterliche Vertrauen zu Gott und die kindliche Ergebung in seinen heiligen Willen.

Würden die Gaben des Glücks auf dieser Kugel immer nach Werth und Verdienst ausgetheilt, Rafaele hätte das glücklichste der Weiber sein müssen. Die Vorsehung hatte es jedoch anders beschlossen. Rafaele hatte das Loos der Mutter geerbt; auch sie sollte den Kelch trinken, der jener den frühen Tod gebracht. Nicht Erdenfreuden und Vortheile, nicht die Gunst des Glückes entbehrte oder sollte sie verlieren; nein, es war ihr Heiligstes, die Religion, die man ihr verkümmerte. Und der Kampf war um so schwieriger, je mehr Rücksichten sie dabei zu nehmen hatte und je weniger sich dieselben vereinigen ließen. Sie sollte katholisch werden; von diesem Entschluß hing die Zufriedenheit des Oheims und das Glück des Vaters ab; aber sie konnte es nicht, ohne einen Verrath an

ihrer Ueberzeugung zu begehen. Sie verehrte in der Stimme des Gewissens Gottes Ruf, und daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse, stand fest bei ihr; aber sie hätte auch gern den Onkel befriedigt und den Vater beglückt, und doch konnte nur das Eine oder das Andere geschehen.

Es bestätigte sich nämlich, daß Rittmeister v. Sand nur Nutznießer von Rosenhof war und daß das Eigenthumsrecht darauf von dem Uebertritt seiner Gattin aus der protestantischen in die katholische Kirche abhing. Nach dem Tode der Letzteren war diese Bedingung auf die Tochter übertragen worden, so daß es nun von Rafaelens Entschluß abhing, ob der Vater endlich rechtmäßiger Besitzer des Rittergutes werden oder ob er demselben ganz entsagen müssen würde. Denn der Bischof hatte bestimmt, daß sein Geburtstag der entscheidende sein sollte. Der Ausgang der Sache war nicht abzusehen. Rafaele hatte neben den unglücklichen Verhältnissen auch der Mutter Liebe zur Wahrheit und den Entschluß geerbt, die erkannte Wahrheit aus allen Kräften zu vertheidigen. Der Rittmeister wollte Rosenhof nicht missen und der Bischof bestand auf seiner Forderung.

Aber ist ein solches Verfahren nicht ungerecht und lieblos? Heißt das nicht Gewalt anwenden und durch unredliche Mittel die Gesinnung bestechen? Es soll dem Urtheile der Tochter nicht vorgegriffen, sondern nur bemerkt werden, daß der Bischof die beste Absicht von der Welt hatte. Nur die Liebe zu den Menschen und der Wunsch, sie alle glücklich zu machen, veranlaßte ihn zu solchen Schritten. Er suchte auch zuerst durch Lehre und Unterricht auf die Ueberzeugung zu wirken und betrat Nebenwege dann erst, wenn sich der gerade als unwirksam erwiesen hatte. Darüber machte er sich keinen Vorwurf und nach seiner Denkweise ist ein solches Verfahren auch natürlich. Denn daß die römische Kirche die wahre und folglich allein im Besitz der christlichen Wahrheit sei, das war ihm ausgemachte, unumstößliche Wahrheit, wo-

gegen sich nichts einwenden lasse, wovon sich jeder Urtheilsfähige überzeugen müsse, wenn ihm ein klarer Unterricht zu Theil geworden. Wer nach erhaltenem Unterrichte noch zweifelte oder sich gegen die ihm vorgestellte Lehre erklärte, den hielt er für einen Verstockten und Widerspenstigen, den man an einer andern Seite fassen und wohl auch gegen seinen Willen dem Verderben entreißen müsse. Auch hierbei begnügte er sich nicht mit dem bloßen äußeren Bekenntniß, sondern er war immer noch bemüht, Ueberzeugung hervorzubringen. Er glaubte aber, diese dürfe jenem nicht immer vorausgehen; in gewissen Fällen, besonders bei Hartnäckigen, sei schon mit der äußeren Gemeinschaft viel gewonnen. Durch die Zeit, durch nähere Bekanntschaft mit den Gebräuchen und Einrichtungen der Kirche, durch die Theilnahme an ihren gottesdienstlichen Handlungen werde der Geist des Glaubens und der Wahrheit geweckt, schwänden die Vorurtheile mehr und mehr, und wären diese ausgerottet, so träte die Kraft der Ueberzeugung von selbst hervor.

Da nun weder Frau v. Sand, noch ihre Tochter durch sorgfältigen Unterricht hatten gewonnen werden können, so mußte sie der Bischof zu den Verhärteten am Herzen und zu den Vorurtheilsvollen rechnen. Natürlich griff er nun zu anderen und solchen Mitteln, von denen er sich die gewisseste Wirkung versprach, wenigstens den äußern Beitritt zu veranlassen, sicher, daß die noch mangelnde Ueberzeugung durch den Gnadenschatz der Kirche werde erzeugt werden.

Der Bischof war seit dem Tode seiner Schwester sichtbar verstimmt; seine Krankheitszufälle vermehrten und verschlimmerten sich und er schien immer mehr mit sich selbst unzufrieden zu werden. Es war dem Pater gelungen, sein Mißtrauen gegen Adele zu vermehren und ihre Rechtgläubigkeit zu verdächtigen, indem er ihm zeigte, daß sie sein Zutrauen gemißbraucht, seinem Plane mit Absicht entgegen gewirkt habe und daß das Mißlingen desselben ihrem Einver-

ständniß mit seiner protestantischen Schwester zuzuschreiben sei. Diese Erfahrung war für den Bischof auch deshalb sehr schmerzlich, weil sie Seitens seiner Freundin auf eine seelenverderbliche Sinnesart schließen ließ. Der Vorwurf begangener Nachlässigkeit und unzeitiger Nachgiebigkeit lastete so schwer auf seinem Herzen, daß ihm nur der Gedanke, den begangenen Fehler, in soweit noch möglich, wieder gut zu machen, einigen Trost gewährte. Dies sollte durch Rafaelens Bekehrung bewirkt werden; denn er knüpfte an das Gelingen derselben die Hoffnung, vielleicht auch noch der Schwester ein besseres Loos zu bereiten. Er war also fest entschlossen nun mit Ernst zu verfahren, damit endlich Rafaelens harter Sinn erweicht und für den wahren Glauben umgestimmt und bei der Gelegenheit auch das sprossende Unkraut im Gemüthe seiner Freundin vertilgt werde. Er hatte die geistigen Patienten um seine Person versammelt; unter seinen Augen konnten nicht leicht Mißbräuche einschleichen und die eingeschlichenen ohne Mühe wieder beseitigt werden. Zwar hinderte ihn seine Kränklichkeit, das Heilgeschäft selbst zu unternehmen, er hatte es aber dem Pater übergeben. In bessere Hände hätte er es auch nicht legen können: denn Pater Fuchs war in Sachen der Religion und Kirche mit dem Bischof Ein Herz und Ein Sinn; auch hatten sein Eifer und die Geschicklichkeit, verlorene Schafe wieder zu finden und verirrte auf den rechten Weg zu führen, bereits so viele günstige Proben abgelegt, daß auch in diesem Falle von seiner Wirksamkeit der beste Erfolg zu erwarten stand.

Beinahe mit noch größerem Eifer, als der Bischof, betrieb der Rittmeister die Bekehrung seiner Tochter — aber aus entgegengesetzten Gründen. Jenen beseelte der Wunsch zu beglükken, diesen die Selbstsucht. Bei dem Rittmeister drehte sich Alles um das eigne geliebte Ich. Er war einem angenehmen, sorgenfreien Leben ergeben. Lust, Wohlsein, Vergnügen waren die Göttinnen, denen er mit allen Sinnen huldigte. Aus der

Erfahrung wußte er, wie geeignet die einträglichen Renten von Rosenhof waren, seine Wünsche zu erfüllen, wie wohl er sich dabei befand, wie unglücklich er ohne sie sein würde. Dazu kam noch seine Liebe zu Adele von Linden. Wie hätte er, entblößt von äußern Gütern, hoffen dürfen, die Hand einer Dame zu erhalten, die von Jugend auf an Glanz und Wohlleben gewöhnt war; wie wäre er im Stande gewesen, nur einen geringen Theil ihrer Ansprüche und Bedürfnisse zu befriedigen. Also auch von dieser Seite betrachtet, mußte ihm Rosenhof von großer Wichtigkeit sein. Der Rittmeister war mit den Banden der Leidenschaft an Adele gekettet. Diese schien ihn jedoch nicht besonders zu begünstigen und hatte, nach seinem eignen Geständniß, noch nicht zu erkennen gegeben, daß er sich ihrer Gegenliebe erfreuen dürfe; und doch war er davon so fest überzeugt, daß er die verzögerte Erklärung nur der Ungewißheit seiner Verhältnisse zuschrieb: wenn diese nach Wunsch geregelt und befestigt wären, so würde auch Adele nicht länger anstehen, den Gefühlen ihres Herzens Sprache zu leihen. Auf den Einwand seiner Freunde, daß Adele, wenn er Recht hätte, wenn sie seine Liebe billigte und erwiderte, nicht gegen den eignen Vortheil gehandelt und die Bekehrungsversuche seiner Frau, von deren Gelingen die Erfüllung ihres liebsten Wunsches abhängig gewesen, zu hintertreiben versucht haben würde, antwortete er: „Dieses Benehmen spricht gerade für mich. Adele durchschaute mich; sie kannte und billigte meine Liebe auch ohne Erklärung; sie wußte auch, warum ich mich nicht erklärte, was dem Zuge meines Herzens hemmend entgegentrat, und daß ich, einmal im Besitz von Rosenhof, nicht länger im Stande sein werde, meine Leidenschaft zu zügeln. Dadurch wäre Unheil in die Familie gekommen; dieses wollte sie vermeiden. Es mußte ihr also daran liegen, das Schwankende meiner Lage zu erhalten, und dazu konnte sie kein besseres Mittel wählen, als sich gegen die Bekehrung ihrer Freundin zu erklären.“ — Da diese nicht mehr lebte, so, glaubte

er, würde auch Adele von der frühern Handlungsweise abstehen und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen.

Dem Rittmeister war es also nur um ein ansehnliches Vermögen zu thun, und die Sinnesänderung seiner Tochter war das Mittel, dazu zu gelangen. Hätte er einen andern Weg gekannt, so würde er sie wahrscheinlich nicht länger mit Bekehrungsversuchen gequält haben. Denn im Grunde galt es ihm gleich, in welcher Kirche man lebe, welcher Ansicht Jemand zugethan sei. Wenn er auch der katholischen Kirche manche Vorzüge einräumte, so konnte er doch nicht begreifen, wie sein Schwager den Gedanken, daß alle Menschen Glieder dieser Kirche sein sollten, zur Basis seines Wirkens machen mochte; ja er erklärte sogar die Festigkeit des Bischofs, mit der er auf Rafaele's Bekehrung bestand, für eine eigensinnige Grille. Aber eben so wenig billigte er Rafaele's Beharren bei ihrer Ansicht. Auch darin erblickte er nur Eigensinn und Laune, die ihr um so weniger anständen, als es Pflicht sei, die wohlwollenden Absichten des Onkels zu ehren und ihm in einem Punkte nachzugeben, welcher ihr keinen Nachtheil bringe, von dem vielmehr ihr eignes und das Glück der Familie abhänge.

„Fügst du dich dem Willen des Onkels,“ pflegte er zu sagen, um ihr die Nothwendigkeit des Gehorsams recht an's Herz zu legen, „so können wir uns eines sorgenfreien und angenehmen Lebens versichert halten, und so lange wir Menschen sind, haben wir allen Grund, auch diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit zu schenken; beharrest du aber auf deinem Eigensinn, so bin ich ein armer Mann, du hast keine Stütze, deine Hoffnungen, deine Ansprüche auf die Freuden dieses Lebens sind auf immer dahin.“

„Guter Vater,“ entgegnete Rafaele, „Sie können unmöglich glauben, daß mich Eigensinn abhält, Ihren Wunsch zu erfüllen, er ist meinem Herzen fremd. Es ist die Stimme der Wahrheit und der Rath des Apostels, der mir durch das

Gewissen zuruft, der Ueberzeugung treu zu bleiben und der Wahrheit die Ehre zu geben."

„Du brauchst ja deine Ueberzeugung nicht aufzugeben. In den Hauptstücken kommen doch beide Kirchen überein, und sollte sich in unsrer Einiges finden, was du mit deiner Ansicht nicht reimen kannst, so lege es bei Seite, berücksichtige es nicht weiter, oder lege ihm die eignen Gedanken unter und betrachte es auf deine Weise."

„Aber es giebt Manches im katholischen Glauben, welches ich nicht mit meiner Ueberzeugung vereinbaren kann."

„Zum Exempel?"

„Die Anbetung oder, wie es der Pater lieber nennt, die Verehrung und Fürsprache der Heiligen, das Fegefeuer, Seelenmessen, Ablaß, Alles, was auf Werkheiligkeit führt, vornehmlich aber die Statthalterschaft und Untrüglichkeit des Papstes."

„Solcherlei verstehst du nicht zu beurtheilen; dazu fehlt es dir an der nöthigen Gelehrsamkeit und Feinheit des Geistes, so zarte Begriffe mit der erforderlichen Umsicht zu behandeln. Auch kann es so schlimm nicht sein, sonst hätte wol die Kirche kein so ehrwürdiges Alter erreicht, und die gute Ordnung in ihr, der genaue Zusammenhang alles Dessen, was sie lehrt und anordnet, hätte weder hervorgebracht, noch so lange erhalten werden können. Was aber die Unfehlbarkeit insbesondere angeht, so hat mir der Pater gesagt, daß sie nicht dem Papste, sondern daß sie der Kirche zukomme; dann möchte ich in ihr gerade einen wesentlichen Vorzug unsrer Kirche vor den übrigen, besonders aber vor der protestantischen finden; denn sie überhebt des mühevollen Forschens und bewahrt vor der Gefahr des Zweifels; die Gläubigen dürfen wegen der Richtigkeit des Glaubens beruhigt sein, und sie haben deßhalb keine Verantwortlichkeit."

„Ich bin weit entfernt, über die Dogmen Ihrer Kirche abzusprechen. Aber, lieber Vater, die Ansichten und Meinun-

gen der Menschen sind einmal verschieden; auch finde ich von dem Angeführten kein Wort in der heiligen Schrift. Hätte ich aber auch all diese Einwendungen nicht zu machen, so würde mich schon die Behauptung, daß der katholische Glaube allein wahr und außer ihm kein Heil zu finden sei, abhalten, ihn anzunehmen; denn in der Behauptung: „nur bei uns wird man selig, ihr Andern werdet allzumal verdammt, auch wenn ihr mit uns an Christus glaubt," liegt so viel Liebloses und Hartes, daß sie in einem System der Religion der Liebe keine Stelle finden kann. Ach! Vater, gedenken Sie nur der guten Mutter!"

„Schweig!"

„Zu diesem Glauben kann ich mich nicht frei und wahrhaftig bekennen; noch weniger kann ich schwören, ihn bis an's Ende unverletzt zu erhalten und alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, daß er auch von meinen Untergebenen und Allen, die etwa meiner Aufsicht anvertraut werden sollten, gehalten und bekannt gemacht werde."

„Du mußt nur nicht so grübeln, nicht Alles so genau nehmen. Ich mag auch nicht schwören darauf, daß nur die Katholiken in den Himmel kommen; indessen wird man doch gestehen müssen, daß es wenigstens sicherer ist, in der katholischen als in der protestantischen Kirche zu leben; denn diese gesteht, daß man auch in jener selig werden könne, jene aber behauptet, daß außer ihr kein Heil zu finden, daß sie die alleinseligmachende sei."

Der Sicherheitsbeweis war das stärkste Argument, welches Herr v. Sand seiner Tochter entgegen zu setzen wußte, dessen er sich deshalb auch oft und gern bediente, gleichsam als wenn das bloße Behaupten auch schon ein Rechthaben wäre, als wenn es nicht ungereimt wäre, die Seligkeit vom bloßen Leben in dieser oder jener Kirche abhängig zu machen, als wenn nicht die heilige Schrift und selbst Petrus, dessen Nachfolger der Papst sein will, das Gegentheil behauptete,

indem er schreibt: „Wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm, welchem Volke er auch angehöre.“ Was er sonst noch vorbrachte, entbehrte so ganz aller Haltbarkeit, und hing oft so wenig mit seiner Ueberzeugung zusammen, daß es ihm Mühe kostete, seine wahre Meinung vor dem Pater und dem Bischof hinter rechtgläubig klingende Worte und Formeln zu verstecken. Es ging aus Allem hervor, daß er das Seelenheil der Tochter keineswegs gefährdet glaubte, wenn sie als Protestantin lebte und stürbe, daß er ihre Bekehrung nur deshalb so eifrig betrieb, weil sein eignes zeitliches Wohl und die Erfüllung seines liebsten Wunsches davon abhing.

Rafaele sah dies wohl ein, und es war ihr doppelt schmerzlich, daß der Vater mit der Wahrheit ein schnödes Spiel trieb und der einzige Mensch auf Erden, von dem sie Rath, Trost und Rettung sollte hoffen dürfen, in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens gegen sie im Bunde stand. Sie bat und flehte oft, er möge nur einen andern Weg zum Ziele auffinden, sei er auch mit Dornen besäet, sie wolle ihn betreten, auf demselben ihm das Glück zuführen, wenn es auch das eigne Leben kostete; nur das heilige Recht der Gewissensfreiheit und des Glaubens möge er ferner nicht antasten.“

Der Rittmeister würde auch den Bitten der Tochter nachgegeben haben, wenn sich ihm nur ein anderer Weg gezeigt hätte. Er vertröstete sie inzwischen auf die Wunderkraft des Pater Fuchs, der schon so Viele überzeugt und bekehrt habe. Sie solle ihn nur aufmerksam hören, und so werde auch sie überführt werden. Rafaele versprach es. Mir wollte es aber scheinen, als wenn des Paters Ruhm seine Höhe nicht erreicht haben würde, wenn seine Konvertiten von Rafaele's wahrheitliebendem und prüfendem Geiste beseelt gewesen wären.

VIII.

Als des wirksamsten Grundes, die zu Bekehrenden zu überzeugen, bediente sich der Pater der Lehre von der alleinbeseligenden Fähigkeit des katholischen Glaubens, welcher er noch den bekannten Sicherheitsbeweis beizufügen pflegte. Dieselbe Methode wandte er an, meine Zweifel zu entkräften. Es ging mir aber wie Rafaelen. Seit ich zur Selbstständigkeit des Gedankens gelangt, war mir diese Lehre ein Stein des Anstoßes; denn sie birgt einen Keim der Unduldsamkeit und der Zwietracht, welcher nach der Denkungsart der Einzelnen, nach Umständen und Zeiten zu einem mehr oder minder großen Baume des Unheils heranwachsen kann.

Wenn nämlich der Himmel und die Wahrheit nur an Einen kirchlichen Verband geknüpft sei, so sind alle Andersdenkende Irrende, vom Heile Ausgeschloßne, dem Verderben Preisgegebne. Das natürliche Wohlwollen, das Gebot der Pflicht, nicht selten auch andere weniger reine Zwecke fordern auf, die Unglücklichen zu retten und die Verirrten auf den rechten Weg zu führen. Man ladet sie ein zur Einkehr in das Haus Gottes und stellt ihnen die vermeinte alleinige Wahrheit vor; da es nicht glaublich ist, daß Menschen von gesundem Geiste die Wahrheit nicht erkennen sollten, so gelten, die die übergebne Lehre nicht annehmen, bezweifeln oder irrig finden, für Widersetzliche, für Feinde Gottes, für Verächter der Wahrheit.

Solche Freunde der Finsterniß sind den Kindern des Lichts gefährlich; man muß sie entfernt halten und schadlos machen. Inquisition, Tortur, Ketzergerichte, Bartholomäusnächte, Dragonaden und andere den häuslichen und bürgerlichen Frieden störende Maßregeln sind die Mittel, deren man sich bedient, die Gemüther vor dem Gifte der Ketzerei zu bewahren und glücklich zu machen. Grausamkeit, Blutvergießen, Verfolgungen, — wie stimmen sie zu dem Gebote der Liebe und

Demuth, des Friedens und der Eintracht, der Verträglichkeit und Nachsicht? Wie können sie eine Frucht der Lehre Dessen sein, welcher sagte: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet; denn das Gericht ist des Vaters, welcher Herzen und Nieren prüft."

Hierauf entgegnete der Pater: „Worin Sie nur Unheil erblicken, das ist im Gegentheil eine heilsame Strenge, deren Anwendung leider mehr und mehr außer Gebrauch gekommen ist. Gottes Wort und Anstalten müssen rein und unversehrt erhalten werden; wenn aber Jeder glauben und lehren darf, was er will, wenn die Widersacher der Wahrheit nach Gutdünken schalten, dann ist jener heilige Zweck in der größten Gefahr. Unsere Zeit liefert einen klaren Beweis davon. Der Same des Unglaubens wuchert fast in allen Gemüthern, der Geist der Zeit ist religiöser Eigendünkel und sein Bestreben: Menschenwahn für Gotteswort zu geben und zu nehmen. Demüthiger Glaube an die Gebote der Kirche und reine Liebe, welche den Willen derselben treu und selbstverleugnend erfüllt, werden immer seltnere Pflänzlein, so zart, so gebrechlich, daß man befürchten müßte, auch sie würden bald ein Opfer des Zeitgeistes werden, wenn wir nicht die göttliche Verheißung hätten von der ewigen Dauer der Kirche und ihrem endlichen Siege über ihre Feinde. Aber es müssen und werden jene besseren Zeiten wiederkehren, in denen gegen das sprossende Unkraut im Weinberge des Herrn Maßregeln gebührender Strenge genommen wurden. Dann wird auch das Wort der Kirche wieder als göttlich und heilbringend allgemeine Anerkennung finden. Bei dieser tröstenden Hoffnung dürfen wir jedoch die Hände nicht in den Schooß legen, sondern wir müssen mit verdoppelter Kraft an der Wiedergeburt glücklicherer Tage arbeiten. Dazu bedarf es vor Allem tüchtiger Lehrer, welche erfüllt sind von dem heiligen Geiste der Kirche und deren Wort mit Herz und Zunge verkündigen. Werden Sie ein solcher, und Sie haben den besten Theil und Beruf erwählt."

Ich versprach, ihm anzugehören, wenn er mir seinen Geist einhauchen und mich überzeugen könnte, daß es eine alleinseligmachende, allein wahre Kirche gebe. „Aber wie, wenn diese Behauptung grundlos wäre und nur von den Fäden Ihrer Einbildungskraft getragen würde, Herr Pater?“

„Reinigen Sie nur den Geist von Parteilichkeit und Vorurtheilen, Sie müssen überführt werden,“ erwiderte der Pater. „Geben Sie mir zu, daß nur die Wahrheit, nicht aber der Irrthum selig macht?“

„Vollkommen,“ antwortete ich.

„Dann müssen Sie auch zugeben, daß nur unsre Kirche selig macht: denn sie hat allein die ganze und reine Wahrheit, weil sie unfehlbar ist, mithin nicht irren kann, folglich die Wahrheit sagen muß.“

Es ist schon bemerkt, daß auf die Unfehlbarkeit Alles ankommt und mit ihr steht oder fällt. Der Pater gab dies zu und hatte sich deshalb vorgesetzt, mir über diesen wichtigsten Punkt zuerst das nöthige Licht zu ertheilen, weil sich aus der Anerkennung desselben das Uebrige leicht und von selbst ergiebt. Rafaele's Bekehrung bot ihm hierzu eine passende Gelegenheit, weil er genöthigt war, diese Lehre in ihren Einzelheiten etwas genauer darzulegen. Ich sollte an seinen Unterhaltungen mit Rafaele Theil nehmen, meine Bedenklichkeiten und Zweifel aussprechen, damit er sie von Grund aus entwurzeln könnte. Er war eines glücklichen Ausganges so gewiß, daß er schon im Voraus freudigen Blickes nach der Palme des Ruhmes schaute, die ihm winkte, wenn es ihm gelänge, zwei harte und finstere Köpfe auf Einmal zu erweichen und zu erleuchten.

Da auch Adele wegen der Reinheit und Festigkeit ihres Glaubens verdächtig war, so wurde sie gleichfalls zur Theilnahme an den religiösen Unterhaltungen aufgefordert. Sie zeigte sich bereit, gab aber schon im Anfange ihre dem Pater mißfällige Denkweise zu erkennen, indem sie die Frage auf-

stellte: ob es in Wahrheit eine allein seligmachende Kirche gebe?

„Können Sie im Ernst so fragen," erwiderte der Pater, „oder haben Sie vergessen, welcher Kirche anzugehören Sie das Glück haben? Wunderbar wäre das eben nicht; denn der Staub gewisser Lehrmeinungen ist fein, unsichtbar, süß, und während die unerfahrene Zunge etwas Angenehmes zu genießen wähnt, zieht sie todbringendes Gift ein."

„Wie, Herr Pater," entgegnete Rafaele, „Sie könnten wirklich glauben, daß außer Ihrer Kirche kein Heil ist?"

„Ach! Vermöchte ich doch diese heilige Wahrheit in Ihr Herz zu pflanzen und mit ihr ewiges und göttliches Wohl!"

„Ich erkenne den guten Willen dankbar an. Auch darf ich Sie versichern, daß ich, so lange ich denken kann, bemüht gewesen bin, mich von dieser Wahrheit zu überzeugen, weil von dieser Ueberzeugung, wie Sie wissen und auch in den letzten Worten angedeutet haben, so Viel abhängt; aber ich habe nicht finden können, daß Christus oder die Apostel den Himmel von dem Glauben an die römische Kirche abhängig machen. „Lasset ab vom Bösen und lernet Gutes thun," das ist der einzige Weg zur Seligkeit, und den zeigt auch die protestantische Kirche Dem, der ernstlich will und folgt. Damit stimmt auch Petrus überein, den Sie den Apostelfürsten und den Stifter Ihrer Kirche nennen, wenn er alle Menschen für gottwohlgefällig erklärt, welche Gott fürchten und Recht thun. Was wollten denn die Mohamedaner, die Juden, die Heiden machen? Sie wären sammt allen Christen, welche nicht Glieder der katholischen Kirche sind, Kinder der Hölle! Gräßlicher Gedanke, wie konntest du im Gehirne eines Menschen aufkeimen und in dem Herzen eines Menschen Wurzel fassen? Wie mag der Mensch unternehmen, die geheimsten Gesinnungen seines Bruders zu erforschen, über seinen Werth zu entscheiden und ihn wol gar dem ewigen Verderben zu übergeben? Wie kann der Mensch sich vermessen, in Gottes heiliges Richteramt zu greifen?

„Ich würde Ihnen Recht geben müssen, wenn die Kirche wäre, wofür Sie sie halten, ein Werk menschlicher Willkür und Anmaßung. Allein sie ist eine göttliche Anstalt, sie ist das Organ Gottes, die Hand, das Auge, der Mund Gottes; was die Kirche thut und sagt, das hat Gott gesagt und gethan, und Gott muß man mehr gehorchen als den Menschen.“

„Wie? die Vorsehung, die Allliebe sollte Millionen Menschen in's Dasein rufen, um sie unglücklich zu machen? Ich las vorhin in einem Buche, darin fand sich folgende Stelle: „Nur den fünften Theil des Menschengeschlechts erleuchtet heut zu Tage das Christenthum, und da die Zahl der Menschen, die jetzt auf der Erde leben, etwa tausend Millionen beträgt, so giebt es jetzt nur zweihundert Millionen Christen, früher aber noch viel weniger.“ Nehme ich an, daß die Mehrzahl der Christen nicht römisch-katholisch ist, so würden mehr als neunhundert Millionen Menschen verdammt und nicht einmal einhundert Millionen selig werden. Herr Pater, sagte sie offen, das heißt Gott lästern.“

„Nach Ihrer verblendeten Ansicht. Die richtige bewundert und betet an die Liebe Gottes zu den Menschen und erkennt, daß die Menschen aus eigner Schuld dem Verderben entgegen rennen. Bedenken Sie nur, daß wir Alle geborne Sünder sind, daß uns die Makel der Erbsünde durch eine unüberwindliche Kluft von Gott trennten. Wir hatten weder ein Recht, von Gott die Wiederaufnahme zu fordern, noch verdient, sie zu erhalten, sondern wir waren dem unabänderlichem Verderben anheim gegeben. Da erbarmte sich Gottes unendliche Liebe und gründete eine Heilsanstalt auf der Erde, damit durch dieselbe das gefallene Geschlecht wieder aufgerichtet und die Menschen dem Himmel zugeführt würden. Diese Anstalt ist die Kirche, sie ist ja da und breitet liebend ihre Arme aus nach allen Menschen, warum entzieht man sich denselben? Das Licht ist erschienen und leuchtet in der Welt, warum schließt man die Augen; warum tappt man im Finstern von

einer wankenden Stelle zur andern, da man bei Sonnenschein und auf Felsengrunde wandeln könnte?"

„Auch ist es unwahr, daß die Kirche Alle verdamme, die sich außer derselben befinden. Wer keine Gelegenheit hatte, zum Glauben zu gelangen, zu wessen Ohren der Heilsruf ihres Wortes entweder nicht oder nicht so vernehmlich drang, daß er mit bestem Wissen und Willen glauben konnte, da ist sie so weit entfernt, zu verurtheilen, daß sie vielmehr segnet und die Unglücklichen in den Schutz ihres kräftigen Gebetes nimmt. Nur die Widerspenstigen, die Verleugner der Wahrheit schließt sie von sich aus, und als Mutter und Pflegerin der Wahrheit kann sie nicht anders, und zieht die segnende Hand von Denjenigen ab, die zwar ihr Wort hören und vernehmen, aber nicht annehmen. Zu Diesen gehören die Heiden, welche bei ihrer Vielgötterei bleiben und weder an den Einigen Gott, noch an seinen Sohn, den Erlöser der Welt, glauben; die Juden, welche an dem mosaischen Gesetze, an seinen Einrichtungen und Gebräuchen hängen und noch immer auf den Messias warten, obgleich er schon längst erschienen ist und sie durch den Mund seiner Kirche zur Einkehr einladet."

„So höre ich Sie schon lieber, da Sie auch Nichtchristen den Himmel öffnen, denen nämlich, welche nicht Gelegenheit hatten, zum Glauben zu gelangen."

„Die unschuldig irrenden Nichtchristen werden nicht verdammt, weil sie nicht glauben, sondern weil sie nicht getauft sind."

„Also doch verurtheilt. — Nun, so sind doch die Protestanten und mit ihnen die übrigen Christen gerettet; sie sind ja Alle getauft, und auch Ihre Kirche erklärt die Taufe für gültig."

„Sie sind der Kirche durch die Taufe ursprünglich zugezählt und einverleibt; sie gehören ihr auch später noch an, wenn ihr Irrthum unverschuldet ist."

„Ist es denn möglich, daß Jemand mit Vorsatz irren, das Wahre erkennen und — doch verleugnen kann? Und wenn es

möglich ist, müssen denn die so tief Gesunkenen, Verwahrlosten allein der protestantischen Kirche angehören, können sie nicht eben so gut auch in der katholischen angetroffen werden? Im Allgemeinen werden Sie doch den Protestanten Liebe zur Wahrheit und Streben nach Wahrheit nicht absprechen, und wir können also nach Ihrer eignen Lehre so gut selig werden, wie die Katholischen."

„Wenn nur Wahrheitsliebe nicht so oft nur ein leeres Wort wäre, oder ein glänzendes Mittel, sich selbst und Andere zu täuschen, eine schöne Hülle, hinter welcher der Hochmuth versteckt liegt. Der Hochmuth ist aber der Vater des Unheils: er brachte die Engel zum Falle, er verlockte unsere Stammeltern und bethörte zu allen Zeiten Tausende von Menschen. Hochmüthig ist es, wenn man den eignen Kräften vertraut und die gebotenen Gnadenmittel verschmäht, lieber selbst erfundene Wege wandelt, als den vom Herrn gezeichneten Pfad des Heils betritt. Echte Wahrheitsliebe klügelt nicht, demüthig und mit kindlichem Herzen nimmt sie den himmlischen Strahl der Wahrheit auf; sie sucht sie auch nicht in trüben Bächen oder Sümpfen, sondern wendet sich geraden Wegs zu ihrem hellsprudelnden Quell. Dieser Quell der Wahrheit ist die Kirche. Aus ihr schöpfe, wer nach Wahrheit dürstet, zu ihr komme, wer Hilfe, Trost und Segen bedarf."

„Ich glaube Sie zu verstehen, Herr Pater: „„Nur die Wahrheit beseligt; wir haben die Wahrheit, also kann man nur bei uns selig werden."" Habe ich Ihre Gedanken errathen?"

„Vollkommen."

„Aber auch die übrigen Kirchen glauben, die Wahrheit zu lehren, und behaupten es auch; sie könnten sich demnach so gut wie die katholische allein seligmachend nennen, wenn sie wollten. Dieses Nennen oder Behaupten würde jedoch ihr Wesen nicht verändern, sie würden bleiben, was sie waren."

„Freilich versichern auch die andern sogenannten Kirchen,

die Wahrheit zu haben, aber keine kann, wie die katholische, den Beweis davon führen."

Wo die Wahrheit ist, da ist auch Einheit; denn so wie die Wahrheit nur Eine ist, so muß auch das Urtheil, der äußere Ausdruck derselben, Eins und übereinstimmig sein. Vergleichen wir die verschiedenen christlichen Religionsparteien mit diesem Maßstabe, so muß die Entscheidung für die katholische offenbar das Uebergewicht erhalten; denn nur in ihr wird vollkommne Uebereinstimmung im Glauben, Leben und in den Gebräuchen gefunden: dagegen herrscht jenseits Zwietracht, Streit, Uneinigkeit, und Niemand weiß recht, was er glauben, woran er sich halten soll.

Beides, die Einhelligkeit jener und die Verschiedenheit dieser, ist begreiflich und kommt daher, daß die katholische Kirche auf einem von Gott selbst gestifteten Fels ruhet und unter göttlichem Schutze stehet, jene aber auf Sand gebaut sind, weil sie von den Urtheilen der Menschen abhängen. Wie nämlich der vom Stamme gerissene Zweig verdorrt, weil er des nährenden Saftes ermangelt; so muß auch der Mensch, getrennt vom Baum der Wahrheit, sich selbst überlassen, unvermeidlich in Irrthümer verstrickt werden, denn seine Kraft ist schwach, der Blick kurzsichtig, der Verstand fehlbar, und die Bosheit und die Leidenschaften — wie bereit sind sie nicht, mit dem Heiligen zu spielen und Lüge für Wahrheit zu geben? Wenn irgend wo, so macht sich hier das Bedürfniß nach höherer Leitung fühlbar. Diese findet sich allein in unsrer Kirche, weil sie vom heiligen Geiste regiert wird. Sie behauptet nicht bloß, die Wahrheit zu besitzen und zu lehren, sie besitzt und lehrt sie wirklich und zwar unverkümmert und unfehlbar. Dies ist der Hauptpunkt. Denn es genügt nicht, nur einzelne Lehren des Christenthums zu kennen, sondern wir müssen das geoffenbarte Wort ganz und rein umfassen; es reicht auch nicht hin, bloß zu glauben, sondern wir sollen mit unerschütterlicher Zuversicht vertrauen. So will es der Herr, so gebietet das

Ansehen Gottes. Aber jenes Wort und diese Zuversicht, sie können ohne Unfehlbarkeit nicht erreicht werden. Giebt es keine Unfehlbarkeit, so kann die Wahrheit weder gefunden, noch in ihrer Reinheit bewahrt werden, wir sind den Qualen des Zweifels ausgesetzt, und es ist um die Ruhe der Seele geschehen.

Hieraus können Sie entnehmen, warum wir unsre Kirche eine Mutter der Wahrheit und allein seligmachend nennen, warum wir sie lieben wie Christum selbst, warum wir alle Menschen, besonders aber alle Christen so gern an ihren reichen Gnadenschätzen Theil nehmen sähen. Nur in ihrem Schooße kann man wahrhaft froh und ruhig sein, weil der Katholik mit Gott und der Wahrheit in der engsten Verbindung steht; denn er glaubt, was die Kirche zu glauben vorstellt; die Kirche lehrt die Wahrheit, weil sie nicht irren kann und sie ist unfehlbar, weil sie vom heiligen Geiste Gottes geleitet und regiert wird."

IX.

Die Unfehlbarkeit ist die Spitze des Systems, welches sich der Pater von den Lehren seiner Kirche gebildet hatte. Auf ihr beruhen die Vorzüge der Kirche, zumal ihre Wahrhaftigkeit und allein beseligende Kraft. Daher wünschte Rafaele über sie eine umfassende Belehrung, auch Adele nahm hohes Interesse an dem Gegenstande. Sie wollten aber nicht allein die Gründe für die Behauptung der Unfehlbarkeit, sondern auch Das vernehmen, was sich gegen dieselbe beibringen ließe; und da sie wußten, daß ich auch über diesen Punkt manche Zweifel hegte, so würde ich ihnen, versicherten sie, einen angenehmen Dienst leisten, wenn ich meine Meinung nicht zurückhielte. Ich konnte ihrem Wunsche um so leichter willfahren,

als er auch meiner Absicht und der ausdrücklichen Aufforderung des Paters entsprach.

Schon der Umstand, daß man nicht recht weiß, wem die Unfehlbarkeit zukommt, ob dem Papste, den Bischöfen, oder der Kirche, worunter dann die Vereinigung der Bischöfe mit dem Papste verstanden wird, ist höchst ungünstig, denn alle drei Ansichten können nicht wahr, aber wohl falsch sein, und wäre auch eine von ihnen richtig, so kann doch nicht ausgemacht werden, welche? Wir schweben in einer Ungewißheit, der nicht abzuhelfen ist.

Davon abgesehen, so entspricht die Unfehlbarkeit dem Zwecke, wegen welches sie angenommen wird. Durch sie soll Wahrheit, Reinheit und Zuversicht des Glaubens bewirkt werden und allein möglich sein. Nun kann man dies wol von denjenigen Individuen zugeben, welche sich jenes Gnadengeschenkes erfreuen und bewußt sind, aber die Uebrigen haben dann keinen andern Vortheil, als daß ihnen von den unfehlbaren Personen die Glaubenslehren zurechtgelegt werden; sie auffassen, sie sich aneignen müssen sie selbst. Dabei sind sie auf die eignen Fähigkeiten des Geistes angewiesen; da diese unzulänglich und mangelhaft sind, so kann die Auffassung mißglücken, eine Lehre unrichtig verstanden und etwas Falsches für wahr gehalten werden. Wie aber das Verständniß ausgefallen, darüber können wir so lange nicht gewiß und beruhigt werden, als wir auf die bloße Vernunft eingeschränkt sind und irren können. Sollen also jene Eigenschaften bei allen Gläubigen erreicht werden, so müssen sie auch alle untrüglich sein.

Aber schon der Gedanke an sich ist nicht haltbar, man kann ihn wenigstens nicht zur Ueberzeugung bringen. Unfehlbar sein, nicht irren können, die Wahrheit sagen müssen: wie will man wissen, ob diese Bestimmungen bei irgend einem Geiste stattfinden? Es giebt nur Ein Wesen, welches unfehlbar ist und von dem wir es gewiß wissen: Gott. Denn die Gottheit muß als das vollkommenste Wesen gedacht werden,

und die Idee der Vollkommenheit schließt den Begriff der Untrüglichkeit ein. Wird die Unfehlbarkeit von einem andern Wesen, sei es eine physische oder moralische Person, oder eine Kirche, behauptet, so entsteht immer die Frage: ist ein solches Wesen auch wirklich unfehlbar, und wie kann ich davon gewiß werden? Zu einer solchen Gewißheit giebt es eben keinen Weg. Das Höchste, wozu man es bringen mag, ist, daß man überzeugt wird, die Kirche, oder eine andere Person habe bisher immer die Wahrheit gesagt: dann wird man bekennen müssen, daß sie nicht geirrt habe; ob sie aber nicht irren konnte, ob sie ferner die Wahrheit lehren wird, oder lehren müssen wird, das sind unauflösbare Fragen.

Endlich, worauf stützt sich die Behauptung der Unfehlbarkeit? Der Pater zeigte zwei Gründe: Einmal den Zweck der christlichen Religion und die Beschaffenheit der menschlichen Natur, dann die göttliche Verheißung.

In der ersten Hinsicht lehrte er: Der Mensch vermag nicht mit Sicherheit über die Wahrheit zu entscheiden; er kann irren, das Auge seines Geistes ist zu blöde und die Vernunft zu getrübt, um den Strahl der Wahrheit aufzufassen und rein zu bewahren. Es ist aber der Zweck unsrer heiligen Religion, die Menschen selig zu machen, und die Bedingungen, diesen Zweck zu erreichen, sind vollkommene Erkenntniß und zuversichtliches Glauben der göttlichen Heilswahrheiten. Zu jener Erkenntniß und Zuversicht kann der Mensch aus eignen Kräften nicht gelangen: es bedarf einer unfehlbaren Kraft, die religiöse Wahrheit ganz und zuverlässig aufzustellen. Da nun Gott selbst jenen Zweck gesetzt hat, so wird er auch die Mittel zu seiner Erreichung in diejenige Anstalt gelegt haben, welche er zur Beseligung der Menschen auf Erden gründete, d. h. er wird der Kirche die Gabe der Unfehlbarkeit verliehen haben.

Ich verfolge diesen Gedanken nicht weiter, frage aber: wer machte diesen Schluß? Doch wohl die umnebelte Ver-

nunft. Die kann aber irren, folglich ist auch ihr Schluß in dem Maaße irrig, unzuverlässig, in welchem sie selbst dem Irrthum unterworfen ist.

„Es scheint, Herr Pater, als hätten Sie sich in den eignen Schlingen gefangen."

„Nun," sagte er etwas verdrüßlich, „Sie haben ja wenigstens der Gottheit die Unfehlbarkeit nicht abgesprochen, also werden Sie wol auch ihren Worten glauben und mit ihren ausdrücklichen Verheißungen nicht hadern. Gott selbst nämlich hat der Kirche die Gnade der Unfehlbarkeit zugesichert."

Keine Spur von Hader, nur die Frage erhebt sich wieder, ob Gott wirklich eine solche Zusicherung gegeben, und ob nicht die fehlbare Vernunft des Menschen wieder ihren Theil daran habe?

Der Pater berief sich vornehmlich auf das Wort bei Johannes, dem Evangelisten: „Und ich werde euch einen andern Beistand geben, nämlich den Geist der Wahrheit;" und auf jenes andere Wort: „Und ich bin bei euch bis an's Ende der Welt."

Liegt nun in diesen Worten die Verheißung der Unfehlbarkeit? Ich glaube es nicht. Auch die Apostel scheinen es nicht geglaubt zu haben, sie erwähnen eines solchen Gedankens niemals und legen Zeugniß ab von der Mangelhaftigkeit ihres Wissens und von der Nothwendigkeit, im Glauben und in der Liebe immer noch vollkommner zu werden.

Sinn für Wahrheit, Liebe zur Wahrheit, nach Wahrheit forschen, Wahrheit suchen, erkennen, bekennen, das sind Attribute des Geistes der Wahrheit. Sie werden vom Christenthume gefordert, jedem Christen zur Pflicht gemacht, und man kann sie erwerben und besitzen, auch ohne unfehlbar zu sein. Ja, die Unfehlbarkeit scheint ihnen mehr hinderlich als förderlich zu sein, insofern sie den Geist des Forschens und Prüfens allmählig einschläfert oder auch überflüssig findet.

Dann will der Pater, daß jene Worte, weil sie vorzugsweise zu den Aposteln gesagt worden, auch nur die Apostel angehen und an ihnen allein erfüllt worden sein sollen. Aber verhieß denn der Herr den Zwölfen den Geist der Wahrheit deswegen, um sie vor den übrigen Menschen auszuzeichnen, ihnen gleichsam ein geistiges Privilegium, einen ihnen eigenthümlichen innern Vorzug zu ertheilen, oder weil sie die Seinen waren, weil sie ihm anhingen, ihn liebten und seinen Willen thaten? In diesem Falle umschließt jene Verheißung Alle, welche den Aposteln nachfolgen und leben, wie sie lebten, zumal alle Christen; denn der Beruf des Christen ist es recht eigentlich, ein Nachfolger und Jünger des Herrn, ja, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Daß der Geist der Wahrheit jedem ächten Schüler Jesu zukömmt, dafür sprechen noch andere Stellen in der Schrift, die allgemein gehalten sind und nicht allein von den Zwölfen reden. Der Meister sagt ausdrücklich, daß Er und der Vater bei Denen Wohnung nehmen werde, die den Willen Gottes vollziehen. Derselben Ansicht waren die Apostel, zumal Johannes und Paulus: ihnen ist der Geist der Wahrheit das Kennzeichen eines wahren Christen, der sich nicht verläßt auf Anderer Urtheil, sondern selbst forscht, prüfet und der eignen besseren Einsicht folgt.

Gesetzt nun auch, in jenen Worten läge die Verheißung der Unfehlbarkeit, so müßte sie nicht allein den Aposteln, sondern allen wahren Schülern des Herrn zukommen. Und auch dieser Beweis des Paters beweist Nichts, weil er mehr beweist, als behauptet wurde.

Rafaele bemerkte, daß die Unfehlbarkeit, wenn sie nur den Aposteln zukäme, mit dem Ableben derselben von der Erde verschwunden sein müßte.

„Keineswegs," entgegnete der Pater, „sie erbte sich vielmehr fort auf ihre Nachfolger, die Bischöfe."

„Ist das nicht eine willkürliche Annahme? Davon ist

wenigstens in den von Ihnen angeführten Worten Nichts enthalten."

„Keine willkürliche Annahme, sondern eine nothwendige Forderung. Denn die Kirche soll nach des Stifters eignen Worten ewig bestehen; das ist unmöglich, wenn die Kirche irren kann und die Lehren des Christenthums nicht rein erhält und unverändert fortpflanzt; sie muß also auch in den Bischöfen, als den Nachfolgern der Apostel, und zu allen Zeiten vor Irrthum geschützt, sie muß unfehlbar sein."

„Wenn die Unfehlbarkeit zur Erhaltung des Christenthums so nothwendig ist, wie kommt es denn, daß nicht jede Kirche, sondern nur die römische sich dieses Geschenkes zu erfreuen hat?"

„Weil es in Wahrheit nur Eine Kirche giebt, so wie es nur Einen Gott, Eine Wahrheit und Einen Christus giebt, und weil alle Verheißungen, mithin auch die der Unfehlbarkeit nur dieser Einen Kirche gelten können. Diese Kirche ist die römische."

Die Frage war also: warum nur der römischen Kirche die Unfehlbarkeit zukommen soll? Die Antwort darauf: weil sie die Eine, wahre ist. Da sich aber auch jede andere Kirche für wahr hält, so ist mit dieser bloßen Versicherung Nichts gewonnen und es erhebt sich von Neuem die Frage: woran, wie erkenne ich die Wahrheit der Kirche? Ist diese Frage überzeugend beantwortet und zum Vortheile der römischen Kirche entschieden worden, dann mag man mit dem Pater sagen: also kommen auch dieser allein die gemachten Verheißungen, folglich auch die der Unfehlbarkeit zu.

Wir waren gespannt auf den Beweis, welchen der Pater zu führen versprach. Leider wurde unsere Unterhaltung unterbrochen. Die Nachricht von dem nahen Tode meines Vaters und sein Wunsch, mich noch einmal zu sprechen, rief mich an's Krankenlager, und ich mußte mich auf einige Zeit von der Gesellschaft trennen. Man beschloß, erst nach meiner Rückkehr den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen.

5*

Der gute Vater! Er war so glücklich, den einzigen Sohn, das einzige Kind auf dem Wege zum Altare des Herrn zu sehen, und hatte Alles gethan, Viel entbehrt und angewendet, ihm eine möglichst erträgliche Lage zu verschaffen, damit er nur das gesteckte schöne Ziel erreichen sollte. Zwar hatte ich ihn von meiner veränderten Gesinnung in Kenntniß gesetzt, aber er erwartete die abermalige Veränderung derselben von dem belehrenden Umgange mit dem Bischofe und dem Pater. Jetzt, am Rande des Grabes, hoffte er vielleicht über den glücklichen Erfolg etwas Näheres zu vernehmen, und wenn er nun den ersehnten Tag nicht sehen sollte, an welchem der Sohn zum ersten Male als Geweihter des Herrn aufträte, doch wenigstens die tröstende Gewißheit mit hinüber zu nehmen, daß er bald als solcher leben und wirken werde.

Es schmerzte mich, durch eine unangenehme Erklärung die letzten Augenblicke seines Lebens trüben zu sollen. Ich eilte mit bekümmertem Herzen zu ihm; jedoch der befürchtete Gegenstand kam nicht zur Sprache, sondern etwas Anderes, das ich nicht erwartet hatte. Die Abendsonne vergoldete die kleinen Fenster der einfachen Wohnung. Sein mattes Auge schien in den schönen Farbenglanz versunken. Ich redete ihn an; aber die Sprache versagte ihm ihren Dienst. Endlich strengte er all seine Kräfte an, und die abgebrochenen Worte, die er hervorbringen konnte, bereiteten mich auf ein Geheimniß vor. Er sank in Ohnmacht. Als er wieder erwachte, füllten sich die Augen mit Thränen. — „Theodor," stotterte er, „du bist nicht mein Sohn. — Jener vornehme Mann in der Schweiz, von dem ich dir erzählt, übergab dich mir. Du seiest so gut, wie verwaiset, da sich die Eltern deiner nicht öffentlich annehmen dürften. Ich sollte dich wie mein Kind halten, er wollte für dich sorgen und dich zum Geistlichen erziehen lassen. Nach einigen Jahren, wenn du schon etwas herangewachsen und die Umstände günstiger geworden wären, wollte er dich und mich in sein Haus nehmen, um deinen Unterricht mit eig-

ner Hand zu leiten. Dann solltest du, wenn es möglich wäre, über deine Abkunft Mehr erfahren. — Du weißt, wie Alles anders geworden. — Was du jetzt hörtest, sagte ich noch keinem Menschen; ich wollte der Entwicklung des Geheimnisses, auf welche ich fest hoffte, nicht durch unzeitiges Reden vorbeugen. Die Hoffnung wuchs, als sich der unbekannte Briefsteller einfand, jetzt ....“

Er wollte weiter reden und schien noch Etwas auf dem Herzen zu haben; allein sein Mund schloß sich nun auf immer. Er hatte mir mitgetheilt, wovon ich Nichts ahnen konnte, was ich für unmöglich gehalten hätte: „Du bist nicht mein Sohn!“ Diese Worte tönen noch nach vielen Jahren vor meinen Ohren und es ist nicht möglich, die Gefühle und Empfindungen zu beschreiben, welche sie in mir hervorbrachten. Wer sind denn meine Eltern? Sie dürfen sich meiner nicht annehmen. Warum? So konnten sie mir sich doch nennen. Oder durften sie es auch nicht, und schämten sie sich der Frucht ihrer Liebe, weil sie vielleicht eine verbotene war? Und Der, welcher sich des verlassenen Kindes erbarmte, der es unterstützen, erziehen wollte, warum zog auch er sich zurück? Hatten die Urheber meines Lebens auch hierbei ihre Hand im Spiele? Auf diese und tausend andere Fragen hatte ich keine Antwort. Die einzige Hoffnung auf des Räthsels endliche Lösung war mein Unbekannter. Und doch sah ich keinen Weg, keine Spur, die mich ihm näher gebracht hätte. Ich konnte Nichts thun, als mich ruhig verhalten und Alles von dem Gange der Zeit und den Umständen erwarten.

X.

Ich stand nun allein da in der Welt. Er war nicht mehr, den ich als Vater verehrt und unaussprechlich geliebt hatte, der mir so wohl gewollt; und Denen ich durch die Bande der Natur und des Blutes angehörte, sie hatten mich verstoßen, weil ich das Verbrechen begangen, geboren zu werden und zu

leben; ich kannte sie nicht, hatte sie vielleicht nie gesehen: ich wußte nicht, ob sie noch lebten und vielleicht mit mir innerhalb derselben Mauern athmeten und auf denselben Fluren lustwandelten, oder ob sie gleichfalls schon hingegangen waren zu dem Einen Vater aller Wesen, und ein veränderter, besserer Sinn mich der ewigen, unveränderten Liebe jenes Allgemein-Vaters anheimgegeben hatte.

Stoff genug zu ernstem Nachdenken oder unnützen Grübeleien! Die Begebenheiten in der bischöflichen Residenz verhinderten jedoch, daß die Gedanken dem Einen Punkte nachhingen, sie wurden auch von andern Gegenständen vielfach angezogen. Besonders erregte der Rittmeister meine Aufmerksamkeit. Er nahm nur selten an unsern Gesprächen Theil, aber desto sorgfältiger erkundigte er sich nach der Wirkung, welche die Lehren des Paters auf das Gemüth der Tochter machten, und da hatte er sich bald überzeugen müssen, daß er von dieser Seite her Wenig oder Nichts hoffen durfte. Er wollte nun einen neuen Kunstgriff versuchen. Rafaele hatte ihn oft gebeten, einen andern Weg zu suchen, der zur Erfüllung seiner Wünsche führte, sie wollte ihn gehen, wenn er auch noch so beschwerlich wäre. Der Rittmeister wußte, wie sehr ich Rafaele schätzte und wie gern ich sie glücklich gemacht hätte; er wollte auch wissen, daß sie mir ihr Herz zugewendet und in der Liebe zu mir ihr höchstes Glück finde. Diese Liebe müsse aber auf unüberwindliche Hindernisse stoßen, da der Baron nicht zugeben werde, daß seine Nichte einem verdorbenen Theologen die Hand reiche; er selbst könne aber unter den obwaltenden Umständen Nichts zu unserem Besten beitragen, da er ganz von dem Willen des Bischofs abhänge. Ein Mittel gebe es nur noch. Ich selbst müßte und könnte es leicht ergreifen, wenn ich mein und Rafaelens Glück retten wollte. Es war, daß ich meinen Einfluß auf Rafaele anwenden sollte, sie zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bewegen. „Rafaele vertraut Ihren Worten unbedingt und mehr

noch als dem Vater und Onkel," versicherte er mich, „und der gute Erfolg könne nicht fehlen." Wie verwerflich diese Eingebung auch war, so kam sie mir doch nicht unerwartet; denn Herr v. Sand war ein Sklave der Leidenschaft, und die Leidenschaften sind unermüdlich im Auffinden immer neuer Mittel zur Befriedigung ihrer unersättlichen Zwecke; sie sehen dabei nicht auf Das, was erlaubt, löblich oder schändlich ist, sondern nur, wieviel Etwas taugt und fördert.

Da er sah, daß ich seinem Rathe nicht gehorsam war, daß ich meine Ansichten wie früher unverholen aussprach und Alles von der eignen freien Ueberzeugung abhängig machte; da er auch glaubte, daß ich Rafaele in ihrer Denkungsart nur noch mehr befestigte, so dachte er, jene Bitte Rafaelens zu erfüllen. „Ich habe einen Ausweg gefunden, sagte er; Rafaele wird ihn verabscheuen, aber wandeln müssen, und Sie werden zu spät und umsonst bereuen, meinem Rathe nicht gefolgt zu sein."

Den Sinn dieser Worte konnte ich erst fassen, als ich den Grafen Goldmann öfter in der Gesellschaft des Rittmeisters erblickte. Ich erinnerte mich an seine Reden im Garten. Er hatte sich in der Nähe von Rosenhof ein Landgut gekauft, um durch die Nachbarschaft des Rittmeisters den Weg zu Rafaele zu finden. Der Graf pries sich glücklich, denn er war seines Fanges schon gewiß und er schlug ihn so hoch an, daß er dem Rittmeister den doppelten Werth von Rosenhof versprochen hatte. Es handelte sich nur noch um die förmliche Verbindung des Grafen mit Rafaele; der Rittmeister bestand auf ihr; der Graf fand sie überflüssig. „Das Band," erklärte er, „hält doch nur so lange als die Liebe, wie lange aber diese dauern wird, kann ich nicht wissen; hört die Liebe auf, so ist auch der verbindende Faden aufgelöst und keine Formeln, Geistliche und Juristen vermögen ihn wieder zusammen zu knüpfen." Schändlicher Handel! Mich hatte die Sehnsucht nach Glanz und Reichthum niemals angewandelt, aber jetzt ergriff

mich zum ersten Male in meinem Leben der Wunsch, einen Theil von Goldmanns Schätzen zu besitzen, um sie der Habsucht des Rittmeisters hinzuwerfen und seine unschuldige und unglückliche Tochter den Klauen des heranschleichenden Wolfes zu entreißen.

Doch schien weder Rafaele, noch Fräulein v. Linden von dem sträflichen Beginnen Etwas zu ahnen. Auch stand von Adele zu erwarten, daß sie sich, wenn sie es erführe, demselben mit allen Kräften entgegen setzen werde. Sie war überhaupt für den Grafen nur ein Stein des Anstoßes, er hatte ihre Ungunst mit jedem Tage mehr erfahren müssen, und zuweilen bemächtigte sich seiner eine gewisse Scheu, sich ihr zu nahen, wie wenn sein unsauberer Sinn von ihrem hellen Blicke entdeckt und blosgestellt zu werden fürchtete. Rafaele begegnete ihm indeß mit der ihr eigenthümlichen Freundlichkeit und Milde. Die Arglose! Sie konnte in ihm unmöglich die Spinne entdecken, die sie in ihr giftiges Netz zu verwickeln strebte.

Während der Rittmeister der Tochter Glück, Ehre und Unschuld feil hielt und nach dem Judasgroschen gierte, von dem er sein eignes Wohlsein erwartete, war diese, davon Nichts ahnend, in Betrachtungen über die angeregten religiösen und kirchlichen Gegenstände versunken. Sie verlangte nach dem verheißenen Beweise von der alleinigen Wahrheit der katholischen Kirche und veranlaßte auf diese Weise, daß unsere abgebrochenen Unterhaltungen wieder fortgesetzt wurden.

Der Pater erklärte einleitend: „nur auf die eigentliche, wahre Kirche kann die Verheißung der Unfehlbarkeit bezogen werden und an ihr allein kann sie in Erfüllung gehen; wissen wir demnach, welche unter den mehreren Kirchen die wahre ist, so wissen wir auch, daß und welche unfehlbar ist."

„Zugegeben. Aber welche Kirche ist die wahre? Diejenige, welche die geoffenbarte Wahrheit ganz und ungetrübt verschließt und lehrt. Und wie kann ich darüber gewiß wer-

den? Nun sehe ich keinen andern Weg, als daß die Offenbarung nach ihrem ganzen Umfange rein dargestellt und die einzelnen kirchlichen Auffassungen derselben mit dem gefundenen Ideal verglichen werden; diejenige Auffassung oder Lehre einer Kirche, welche dem Ideal ganz oder am meisten entspricht, wird auch allein wahr sein oder der Wahrheit doch am nächsten kommen."

„Wie? Nur der wahren d. h. derjenigen Kirche, welche im Besitz der Wahrheit ist, soll die Unfehlbarkeit zukommen und dieser Besitz hängt wiederum erst von der Unfehlbarkeit ab; ist dies nicht ein Zirkel?"

Der Pater schlug zwar, um den Zirkel zu umgehen, einen andern Weg ein, aber dieser Weg schien mir so bodenlos zu sein, daß ich auf demselben stecken zu bleiben fürchtete, wenn ich dem Pater nachfolgend ihn betreten wollte. Er berief sich nämlich auf ein in der Schrift gezeichnetes Ideal der Kirche: dieses dürfe man nur aufsuchen und mit ihm die bestehenden kirchlichen Gemeinden vergleichen, um die wahre von den Aftergemeinden zu unterscheiden.

„In den Urkunden unserer Religion ist das Ideal der wahren Kirche Christi mit so unverkennbaren Zügen gezeichnet, daß es jedem unbefangenen Auge in seinem himmlischen Glanze entgegenstrahlt und nur dem Blödsinnigen entgehen kann."

„Als der Heiland sein welterlösendes Werk begann, sammelte er einige wenige Männer um sich als Werkzeuge und Träger seines heiligen Willens. Einen von diesen Männern zeichnete er schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm aus, indem er ihn Petrus d. h. einen Fels nannte: der Herr deutete hiermit das erhabene Verhältniß dieses Jüngers zur Kirche an, später drückte er es auf unzweideutige Weise mit den Worten aus: „„Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."" Die Kirche ist also felsenfest und von ewiger Dauer."

„Eine andere Eigenschaft, nämlich die Einheit ist erkenntlich aus dem letzten Gebete ihres Bräutigams: „ „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir übergeben hast, damit sie Eins seien, wie ich Eins bin mit dir.“ “

„Nach der Auferstehung theilte er den Aposteln unter dem Bilde des Hauches den heiligen Geist mit und befahl ihnen, sein Evangelium allen Völkern zu predigen. Die Apostel kamen diesem Befehle genau nach, sie stifteten an den verschiedensten Orten christliche Gemeinden, versahen sie mit Vorstehern; den Vorstehern theilten sie durch Auflegung der Hände den heiligen Geist und ihre Lehr- und Amtsgewalt mit. So geschah es, daß die Kirche sogleich nach ihrem Entstehen in allen damals bekannten Theilen der Welt verbreitet wurde und noch fortwährend verbreitet wird, so daß ihre räumliche und zeitliche Allgemeinheit ein neues charakteristisches Merkmal derselben ist.“

„Es ergiebt sich hieraus, daß die Kirche Christi von den Aposteln gegründet sein, ihre Lehren treu bewahren und fortpflanzen, also nach Stiftung und Lehre von den Aposteln abstammen, d. h. apostolisch sein, daß sie allgemein verbreitet, d. h. katholisch, daß sie in der Lehre, im Glauben und Leben übereinstimmend d. h. einig sein muß.“

„Wollen Sie nun mit dem Urbilde, welches die heilige Schrift selbst an die Hand giebt und ich nach seinen wesentlichsten Zügen zu zeichnen versucht habe, die in der Wirklichkeit bestehenden Kirchen vergleichen, so werden Sie leicht einsehen, welche von ihnen jenem Urbilde rein und ganz entspricht und mithin die wahre Kirche Christi ist. Diese ist nämlich keine andere als die unter dem Namen der katholischen Kirche vorhandene.“

„Die Vorsteher keiner anderen Kirche hängen durch das Band gesetzmäßiger Aufeinanderfolge so genau mit den Aposteln zusammen wie die katholische, keine andere Kirche geht so weit in das Alterthum zurück und auf der Erde herum wie

die katholische, keine andere Kirche hat immer und überall so einhellig nur Dasselbe gelehrt wie die katholische."

„Nur unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, erfreut sich jenes innigen Zusammenhanges mit den Aposteln und durch diese mit Christus und Gott, wogegen die übrigen nur fremde Neulinge zu ihren Stiftern haben. Unsere Kirche gestaltete sich schon in den frühesten Zeiten zur Weltkirche und erschien im Gegensatz mit entstandenen Aftergemeinden immer als die allgemeinere und ausgebreitetste; wobei diese sich zu jener wie junge, nur da und dort hervorgeschossene Auswüchse zum alten, nach allen Seiten hin seine Aeste verbreitenden Stamme sich verhielten. Unsere Kirche hielt von Anfang an treu und fest an der ihr übergebenen Lehre, glaubte und wollte immer und überall nur Dasselbe und legte solches durch Bekenntniß und Wandel an den Tag und steht auf diese Weise sowohl unter sich als auch mit Christus in der engsten Verbindung; während jene innerlich zerrissen und uneinig solche Lehren behaupten, welche einander widersprechen und erst von gestern her aufgestellt worden sind."

„Und eben um dieses Glaubens willen, durch welchen die Anhänger Christi, obgleich räumlich von einander getrennt, dennoch nicht nur unsichtbar, sondern wegen der äußern Darstellung ihres Glaubens auch sichtbar auf das Innigste mit einander verbunden sind, machen die in der ganzen Welt zerstreuten Glieder der Kirche die einige Kirche aus. Diese schließt aber wegen ihrer Allgemeinheit jede andere Gemeinde aus und ist deshalb auch die einzige uud alleinige Kirche Christi, neben welcher es keine andere mehr giebt."

Nachdem der Pater geendet, durchwandelte sein Blick mit sichtbarer Zufriedenheit den Kreis der Zuhörer. „Ist Ihnen jetzt noch kein Licht aufgegangen? Haben Sie noch Bedenklichkeiten, Einwürfe, Zweifel?" Er war überzeugt, durch den geführten Beweis jeden Skrupel beseitigt zu haben. Denn er sei einfach, leichtverständlich, für den Ungebildeten und Nicht-

gelehrten, wie für den Gebildeten und Weisen gleich überzeugend. Vielleicht nur um den Charakter der Apostolizität zu bestimmen, bedürfe es einer umfassenderen Ueberlegung und einiger geschichtlichen Kenntnisse; die Allgemeinheit oder Katholizität und die Einheit der Kirche springen dagegen Jedem von selbst in die Augen, und den Schluß: die Kirche Christi muß apostolisch, allgemein oder katholisch und einig sein; der römischen kommen diese Bestimmungen zu, also ist sie die Kirche Christi — diesen Schluß könne auch der ungeübteste Verstand leicht machen.

Ich bemerkte, daß mich sein Beweis zwar nicht überrascht habe, da er mir bekannt und auch von Andern angewendet werde, daß ich ihn aber von ihm, dessen Absicht sei, feste Ueberzeugung und klare Einsicht hervorzubringen, nicht erwartet hätte, denn er treffe nicht zum Ziele. Um über Wahr und Falsch zu entscheiden, müsse man geradezu auf die Sache losgehen. Er habe einen Umweg gewählt und deshalb seine Absicht, zu zeigen, daß die katholische Kirche die allein christliche und wahre sei, verfehlt. Ich sehe dazu immer noch nur Ein Mittel, die Wahrheiten der Offenbarung in ihrer Vollständigkeit aufzuzeigen und die Lehren und Einrichtungen der Kirche mit denselben zu vergleichen. Ich gestand, daß ein solches Geschäft seine Schwierigkeiten habe und vielleicht gar unmöglich sei, es genügend auszuführen; ich konnte aber Denjenigen davon nicht entbinden, der einen solchen Beweis übernommen hatte.

„Das ist eben die gefährliche und für den menschlichen Verstand unübersteigliche Klippe, welche mein Weg vermeidet," wendete der Pater ein; „denn es ist dem fehlbaren Menschen einmal nicht möglich, über die religiöse Wahrheit vollkommen und mit Sicherheit zu entscheiden. Könnten wir es, so bedürften wir der Unfehlbarkeit nicht. Dann würde Ihre Forderung in den nämlichen Zirkel verwickeln, dessen Sie selbst schon gedacht haben: man würde die Wahrhaftigkeit von der Un-

fehlbarkeit ableiten und jene wiederum nur dem Träger der Wahrheit, und weil er dieser ist, zuerkennen."

„Wenn aber auch Jenes möglich und Dieses gestattet wäre, so könnte doch auf solche Weise der Zweck der Kirche nicht erreicht werden. Er ist: die Menschen zu beseligen und für den Himmel zu gewinnen. An der Kirche sollen alle Menschen Theil nehmen und sie als die wahre Heilsanstalt erkennen. Dies würde für die Meisten nicht möglich sein, wenn sie die Lehren und Einrichtungen der Kirche nach innerem Gehalt und Werth untersuchen und prüfen müßten, denn dazu hat die Mehrzahl der Menschen nicht Zeit, Gelegenheit und Fähigkeit."

„Die von mir aufgezeigten Bedingungen sind dagegen so beschaffen, daß sie von allen Menschen ohne Ausnahme leicht erkannt werden können, und sie zeichnen vereiniget die Kirche dergestalt aus, daß sie unter allen religiösen Gemeinden eben so charakteristisch und glanzstrahlend dasteht, wie die Eine Sonne unter allen Lichtkörpern am sichtbaren Sternenhimmel."

„Sie haben also gesehen," schloß er, „wie unsere Kirche das Bild, welches der Herr selbst von seiner Braut entworfen, ganz verwirklichet und darstellt, und daß sie folglich allein die wahre, unfehlbare und alleinseligmachende Kirche sein muß."

Wie sehr nun auch der Pater die Richtigkeit seiner Meinung versicherte, so konnte ich mich doch nicht überzeugen; denn sie ruhete offenbar auf einem sehr schwankenden Grunde. Er hatte behauptet, daß es eine Kirche gebe, welcher vorzugsweise und allein die Benennung einer christlichen zukomme. Auf die Frage, welche diese sei? antwortete er: die römisch-katholische. Warum? Weil sie die ungeschmälerte, lautere Wahrheit, ja Christum selbst verschließt. Wie wird sie eines solchen

Vorzuges theilhaftig? durch das Gnadengeschenk der Unfehlbarkeit. —

Bis hieher wird Alles auf die Unfehlbarkeit zurück geführt. Aber giebt es denn wirklich eine Unfehlbarkeit? Ist sie einer Kirche verheißen? Gilt eine solche Verheißung nur der katholischen? warum nicht auch den übrigen? Da antwortet der Pater wieder: weil die katholische die wahre Kirche Christi ist. Nun ist dies ein offenbarer Zirkel. Um ihm zu entgehen, will er diese letzte Eigenschaft der Kirche dadurch erweisen, daß er zeigt, sie sei apostolisch, allgemein oder katholisch und einig.

Ist nun die römische Kirche als Christi auserwählte Braut erwiesen? Ich muß mit Nein antworten. Durch jene Bestimmungen läßt sich für die Wahrheit, auf die es allein ankommt, Nichts ausmachen; sie sind äußere und zufällige Eigenschaften. Daraus z. B., daß an die Stelle der Apostel andere Männer traten, die durch gewisse feierliche Zeichen in ihr Amt eingeführt worden, folgt so wenig, daß diese Männer auch wie die Apostel denken, lehren und handeln werden, als sich aus dem Umstande, daß eine Meinung oder Lehre von allen Menschen, auf der ganzen Erde, zu allen Zeiten bekannt wird, auf die Wahrheit derselben ein sicherer Schluß machen läßt. Solche Uebereinstimmung würde wohl ein gutes Vorurtheil gewähren, die Wahrheit bliebe indeß unverbürgt und sie kann aus ihr nicht erschlossen werden. Man könnte ja in etwas Irrigem und Falschem übereinkommen.

Deshalb kann ich auch dem Pater nicht folgen, wenn er schließt: der Stifter unserer Religion wollte, daß seine Lehren allen Völkern geprediget und in den Herzen aller Menschen Wurzel schlagen sollten; also ist diejenige Lehre einer christlichen Kirche, welche allgemein verbreitet ist und einmüthig bekannt wird, auch des Meisters reines Wort.

Das Schlimmste ist und bleibt aber, daß noch keine Kirche in der Welt, mithin auch die katholische nicht, allgemein

verbreitet war und in ihren Lehren genau übereingestimmt hat, und daß, wenn dergleichen Umstände auch geeignet wären, von der Gültigkeit, von der Richtigkeit der verbreiteten Lehren zu zeugen, die Behauptung des Paters doch schon deshalb als unrichtig, ungegründet erkannt werden muß.

„Ich kann Nichts einwenden, und doch scheint es mir, daß der Zusammenhang der Kirche mit den Aposteln, vorzüglich aber ihre unmittelbare Abstammung von denselben auf das ganze Wesen der Kirche und ihre Lehrer einen günstigen Einfluß haben müßten, dessen sich andere Kirchen nicht erfreuen dürfen," sagte Adele.

Ich erwiderte: wenn Sie auf die Unmittelbarkeit der Stiftung oder auf andere äußere Umstände, z. B. auf das ununterbrochene Band der Händeauflegung, durch welches die obersten Vorsteher der Kirche unter sich und mit den Aposteln in Verbindung stehen sollen, zu großes Gewicht legen, so könnte es ihnen schwer werden, die Apostolizität der Kirche nachzuweisen; denn darüber ist immer noch ein dichter Schleier gebreitet, und hätten Sie es auch genügend gethan, so würde immer noch Nichts gewonnen sein für die Beantwortung der Frage: ob mit solcher äußerer Gemeinschaft auch die religiösen Ideen und Lehren der Aposteln erhalten worden sind? Denn mit der Handlung des Händeauflegens wird nicht auch der Geist, die Denk- und Handlungsweise eines Andern übertragen oder eingeflößt, und eine von den Aposteln unmittelbar abstammende Gemeinde kann ihre Lehren mangelhaft aufgefaßt, unrichtig verstanden oder im Laufe der Zeit verändert haben, während vielleicht eine spätere, nicht von den Aposteln gestiftete, die solcher äußeren Zeichen entbehrt und mit den Aposteln nur durch die Schrift in Verbindung steht, deren richtiges Verständniß sie sich vorgesetzt, den apostolischen Sinn rein erfaßt hat und treu bewahrt. Hierauf kommt es vorzüglich, ja allein an; denn nur diejenige Kirche würde wahrhaft apostolisch sein, welche die Lehren und Einrichtungen der Apostel

hätte und genau befolgte. Nun behauptet zwar der Pater auch, Dieses sei der Fall bei unsrer Kirche; allein es läßt sich daran zweifeln. Ich wenigstens bin überzeugt, daß die Lehre von dem Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst, vom Ablaß, Fegfeuer, vom Papst, als dem Fels der Kirche, dem Licht und der Regel des christlichen Lebens und Glaubens, von der Unfehlbarkeit und Anderem sicher nicht apostolisch ist. Lesen Sie in der Schrift und besonders die Briefe der Apostel, und ich glaube nicht, daß Sie in ihnen Etwas finden werden, woraus sich jene Lehren überzeugend beweisen ließen.

Gleicherweise zufällig und unzulänglich, was wahr oder falsch ist, zu erkennen, ist die allgemeine Verbreitung einer Ansicht durch Raum und Zeit. Sie ist veränderlich: worin jetzt die meisten Menschen übereinstimmen, darüber können sie sich über ein Kurzes entzweien; was sich heute einer allgemeinen Verbreitung erfreut, das kann Morgen auf einen engen Kreis eingeschränkt sein. Die Wahrheit wird dabei nicht berührt, sie bleibt, was sie ist, unveränderlich, sie mag von allen oder nur von Einem Menschen bekannt werden, von Anbeginn der Welt her oder erst zu dieser Stunde gefunden worden sein. Sie ist nicht jung, sie wird nicht alt, sie wohnt nicht hier oder dort, sie rechnet nicht nach grauen Haaren und Ahnen, sie kennt weder Zeit noch Raum.

Will man aber, wie der Pater, diesen äußern Maßstab anlegen, so sollte man auch folgerecht verfahren und die sonderbaren Folgen, auf welche man dabei stößt, nicht scheuen. Dann müßte sich nämlich das Christenthum vor dem Juden- und Heidenthume beugen; denn Beide sind älter und waren einmal ausgebreiteter als das Christenthum, welches erst Jahrtausende später entstand und ursprünglich nur von zwölf armen Fischern bekannt wurde. Nach dieser Weise wäre das Heidenthum der ächte römische Katholizismus und das Christenthum nur ein unächter Sprößling; denn zu den Zeiten, da Christus geboren wurde, war es, mit Ausnahme des

kleinen Palästina, durch das ganze, große, die damals bekannte Welt umfassende römische Reich verbreitet: es wäre wahrer als dieses, und die Christuslehre hätte als Neuerung und Kezzerei um der Wahrheit willen unterdrückt werden müssen. Und wirklich war das Christenthum Vielen ein Anstoß, Andern ein Aergerniß, und die Juden ließen seinen Stifter als Neuerer, Volksaufwiegler und Teufelsbanner und Gotteslästerer an den Galgen heften. Man kannte und befolgte also schon damals und so lange die Wahrheit mit der Lüge, dem Vorurtheil und der Trägheit kämpft, diesen Grundsatz; er diente zu jeder Zeit der Rechthaberei, dem Eigensinn, dem hergebrachten Schlendrian zur Stütze. Unbegreiflich, wie ihn der Pater zum Schilde der Wahrheit machen mochte!

Endlich kommt die Allgemeinheit, wie schon gesagt, keiner Kirche in Wahrheit zu; sie müssen sich alle mit einem Mehr oder Weniger begnügen und könnten sich demnach auch alle allgemein oder katholisch nennen, ihr Wesen würde durch einen solchen Namen nicht im mindesten verändert werden, eine jede würde mit und nach einer solchen Benennung sein, was sie ohne und vor derselben war; und sollte auch eine von ihnen z. B. die römische in dieser Rücksicht im Vortheile sein, so dürfte sie ihn vielleicht zu einer andern Zeit an eine andere z. B. die protestantische abtreten müssen; daß diese Kirche, wenn sie einst so alt sein wird, als ihre Mutter jetzt ist, auch dieses Vortheiles oder Vorzuges, wenn es einer ist, genießen wird, dies vorauszusagen, bedarf es wol keiner besonderen Sehergabe.

Adele. „Mit der Allgemeinheit oder Katholizität ist es, wie ich sehe, schlimm bestellt. Gewiß aber steht es dafür mit der Einheit der Kirche desto besser; denn sie ist auf einen Fels gebaut, sie hat ein sichtbares Oberhaupt und in ihm eine immerwährende und lebendige Glaubensregel, sie ist endlich unfehlbar."

Ich erinnerte daran, daß auch die Uebereinstimmung aller Menschen in einem Bekenntniß im besten Falle nur ein gutes

Vorurtheil, keineswegs aber einen sichern Schluß auf die Wahrheit und Gültigkeit desselben zulasse.

Aber es giebt auch und gab nie eine solche allgemeine Uebereinstimmung, und zumal in Sachen der Religion als bloßen Gegenständen des Glaubens wird die Subjectivität der Menschen, die so unendlich verschieden ist, immer und ewig das Uebergewicht behaupten.

Selbst die Apostel Paulus, Petrus, Johannes und Jacobus dachten über gewisse religiöse Dinge verschieden, und schon zu den Zeiten der Apostel traten Christen zusammen, die sich nach ihren Lehren, kephisch, paulisch, apollisch nannten. Und haben denn die mannigfaltigen, oft harten und grausamen Maßregeln, die Einheit in der Kirche zu erzeugen oder zu bewahren, haben Inquisition und Ketzergerichte die verschiedenen Ansichten unterdrücken, haben der Papst, der Einheitspunkt des Glaubens, und die Untrüglichkeit im Aufstellen der Glaubenslehren, Abweichungen, Spaltungen und Reformationen verhindern oder unterdrücken können? So herrschten selbst im Schooße der Kirche immer verschiedne Meinungen und sogar über die wichtigsten Punkte. Nicht zu gedenken derjenigen Gegenstände, über welche kirchlich Nichts festgesetzt ist und worüber von Laien, Priestern und Ordensmännern jederzeit abweichend gedacht und nicht selten heftig gestritten wurde: so ist es doch merkwürdig, daß selbst die Entscheidungen der Päpste und die Aussprüche der Kirchenversammlungen weder mit sich selbst, noch unter einander immer übereinstimmen, sondern einander zuweilen gar widersprechen. Solche Verschiedenheit ist bei dem Lichtheerde, dem Einheitspunkte des Glaubens und der Wahrheit und bei der Untrüglichkeit auffallend; aber noch auffallender, daß Einige von dem Lichtheerde Nichts wissen wollen, und daß man nicht weiß, wer unfehlbar ist, und streitet, ob die Untrüglichkeit dem heiligen Stuhl, oder den Kirchenversammlungen, oder endlich den mit dem Papste vereinigten Bischöfen zuzuschreiben sei. Jede dieser Ansichten hat ihre Ver-

theidiger: der Papst und seine besonderen Anhänger nehmen sie für den heiligen Stuhl, einige Kirchenversammlungen, z. B. die zu Kostnitz und Basel, für die Bischöfe, auch ohne den Papst, in Anspruch, andere versuchen einen Mittelweg einzuschlagen und schreiben sie nur den mit dem Papste verbundenen Bischöfen zu.

Adele. „Ich konnte der Lehre von der Untrüglichkeit nie von Herzen beistimmen und während der Zeit unserer Unterredungen habe ich mich noch mehr überzeugt, daß sie auf keinem sichern Grunde ruhet, glaubte aber immer, daß die Unsrigen wenigstens über den Inhaber der Unfehlbarkeit übereinstimmend lehrten; ich bin aber nicht wenig verwundert zu hören, daß es über diesen wichtigen Punkt drei verschiedendenkende Parteien giebt. Unter solchen Umständen kann denn auch die Unfehlbarkeit auf Diejenigen, welche sie annehmen und glauben, nicht die behauptete gute Wirkung, Gewißheit wegen der Wahrheit und Zuversicht des Glaubens, ausüben. Denn es kann doch im besten Falle nur Eine Partei Recht haben. Welche? das kann ich nicht wissen; denn sagt der heilige Stuhl: ich, so entgegnen ihm die Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel: nein, sondern die Bischöfe, auch ohne dich, und andere wieder: weder Jene noch Diese, sondern die Gemeinschaft der Bischöfe mit dem Papste. Welcher Partei darf ich anhängen, welche für wahr und untrüglich halten? Ich weiß es nicht. Ich weiß also auch nicht, welche Lehre zuverlässig wahr ist, und es ist mithin auch um die Zuversicht des Glaubens und mit ihr um die Bedingung und den Weg zur wahren Ruhe, zum Heil der Seele geschehen."

Rafaele. „Ich erblicke in dieser Uneinigkeit einen neuen Grund für das Nichtvorhandensein der Unfehlbarkeit in der Kirche, und daß sie der Pater eben nur behauptet. Soll sie aber einmal da sein, dann begreife ich nicht, wie man darüber im Zweifel sein kann, wem sie zukommt. Denn wenn ich einen Papst annehme und die Katholischen thun es alle, und

wenn ich an eine Unfehlbarkeit in der Kirche glaube, so kann diese jenem nur allein und ausschließlich zukommen. Denn der Papst soll doch die Grundfeste der Kirche, der Statthalter Christi, er soll Der sein, welcher die Lehre, den Glauben und die Liebe unsers Heilands hat, erkennt und bekennt, er soll endlich der Eine Hirt aller Schaafe sein; wäre er nun nicht unfehlbar, so wäre er dem Irrthum unterworfen, er könnte also irren; aber dann wäre er auch nicht, was er sein soll: ein unerschütterlicher Fels, ein zuverlässiger Statthalter, ein sicherer Hirt."

Ich muß Rafaelens Ansicht beistimmen, sie wird auch von der Praxis in der Kirche bestätigt, und selbst Diejenigen, welche einem anders klingenden Systeme anhängen und sogar dem Papste keine wesentlichen Vorzüge vor den übrigen Bischöfen einräumen, huldigen ihr in den meisten Fällen durch die That.

Während wir unsre Ansichten unbefangen austauschten, war der Pater oft unwillig geworden; man dürfe zwar Meinungen haben und wechseln, müsse aber auch Maß halten und vorgeschriebne Regeln nicht verletzen. Besonders heftig ward er bei meiner Erklärung, daß sein Versuch, die römische Kirche als die vorzugsweise Kirche Christi zu erweisen, gänzlich mißglückt sei; weil sich aus den von ihm angegebnen, die Kirche charakterisiren sollenden Eigenschaften kein zuverlässiger Schluß auf ihre Wahrhaftigkeit machen läßt; weil sie ferner der Kirche nicht, wie es doch sein müßte, in ihrer ganzen Fülle zukommen; endlich, weil sie derselben, wiefern sie ihr angehören, nicht eigenthümlich sind, sondern auch bei andern Kirchen, besonders bei der protestantischen gefunden werden. Man könnte also auch nicht schließen: die römische Kirche ist die wahre Kirche Christi, weil sie apostolisch, allgemein oder katholisch und einig ist; der Kirche Christi ist die Unfehlbarkeit verheißen, mithin ist die römische unfehlbar; oder man müßte diesen Schluß auch von den übrigen Kirchen

gelten lassen. In beiden Fällen aber sei es um die alleinbeseligende Fähigkeit der ersten geschehen.

XI.

Der verhängnißvolle Geburtstag des Bischofs war nahe gekommen. Rafaele, ihr Vater und Oheim sahen ihm besorgnißvoll entgegen. Er sollte über die widersprechendsten Interessen entscheiden. Der Bischof litt immer mehr an seiner Gesundheit, er schien sogar den nahen Ausgang aus diesem Leben zu erwarten: wie gern hätte er also noch vorher seinen Wunsch, das einzige Wesen, welches ihm außer Fräulein v. Linden nahe stand, zu retten und auf die rechte Bahn zu bringen, erfüllt gesehen! Aber die Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, war nur schwach, denn der Pater hatte ihm nicht verhehlen wollen, daß seine Wirksamkeit für diesmal unfruchtbar bleiben werde.

Der Rittmeister erhielt von ihm entweder die Befriedigung seiner Leidenschaft und Wohlsein, oder Vernichtung seiner liebsten Wünsche und Verzweiflung. Denn er hatte oft mehr als versichert, daß er ohne Adele nicht glücklich sein, nicht leben könnte und seine Tochter so lange nöthigen werde, im Schooße der alleinseligmachenden Kirche den Himmel zu suchen, bis er ihn in den Armen seiner angebeteten Adele gefunden haben werde.

Am gefährlichsten war er für Rafaele. Sie sollte vor ihm ein Bekenntniß ablegen, welches nicht von Herzen kam und wogegen sich ihre geheimste Seele sträubte. Doch hing davon Viel, sehr Viel ab. Es führte den Vater zum ersehnten Ziele; dem Oheim gewährte es Ruhe, vielleicht auch allmählige Wiedergenesung, jedenfalls ein zufriednes Ende; ihr selbst aber Das, wornach so Viele vergebens streben, jagen und ren-

nen, worin die Meisten das höchste Glück und den Hauptzweck des Lebens erblicken, — Schätze. Wenn sie sich nämlich nach dem Wunsche des Bischofs erklärte, so wollte dieser sein Testament, welches Fräulein v. Linden als einzige Erbin seines großen Vermögens erklärte, abändern und den größeren Theil desselben für Rafaele bestimmen. „Wie glücklich kannst du werden, wenn Du willst," sagte der Rittmeister. „Ein solches Vermögen! Dazu bist du jung, schön, gesund, hast Geist und Bildung und vereinigest Alles in dir, wodurch ein Weib den Mann glücklich machen kann. Welche Hoffnungen, welche Aussichten!"

Die Vorstellung war lockend, und ein weniger starkes, ein vom Sinne der Welt mehr beherrschtes und vom Geiste der Wahrheit weniger beseeltes Herz wäre ihr zum Opfer gefallen. Aber Rafaelen schwebten immer die Worte des Heilands vor der Seele, daß an ihm Keiner Theil habe, welcher Vater oder Mutter mehr liebt als ihn.

Ach, wie gern hätte sie den Vater glücklich gemacht und den Oheim zufrieden gestellt! Aber der Preis war zu hoch und das Mittel, welches sie anwenden sollte, unerlaubt, nicht tadelfrei. Es kostete sie die Ueberzeugung, ein falsches Bekenntniß, sogar einen falschen Eid. Denn sie fand in der kirchlichen Gemeinschaft, der sie sich anschließen sollte, Vieles was sie mit ihren Einsichten nicht vereinbaren, und Manches was sie mit Dem, was sie als reine Christuslehre erkannt hatte, nicht in Einklang bringen konnte; und doch sollte sie bekennen, daß sie den Glauben derselben frei und wahrhaftig annehme, und ihn als wahr und alleinseligmachend beschwören.

Wohl wußte sie, daß der Bischof ihr Bestes erziele, aber sie konnte es nicht billigen, daß er krumme Wege ging und in einer Sache, wobei sie doch am meisten betheiligt war, dem eigenen Urtheil keine Gerechtigkeit widerfahren ließ. Am meisten betrübte sie jedoch, daß der Vater seinen Eigennutz anwendete, sie aus ihrem Heiligthume zu vertreiben. Und wenn sie seinem Begehren nicht willfahrte, was hatte sie dann zu erwarten?

Ihre Lage war desto beklagenswerther, da sich kein Weg zur Rettung zeigen mochte. Selbst Adele, die an ihrem Schicksal so viel Theil nahm und bei dem Bischof und dem Rittmeister so Viel vermochte, schien jetzt vergebens zu wirken. Aber Rafaele verlor den Muth nicht und wenn sie der Kummer zu überwältigen drohte, so wendete sie sich an Den, von welchem allein Hilfe zu erwarten ist, wenn Kraft und Weisheit des Menschen zu Schanden werden. „Vater im Himmel, erhöre und beschütze dein schwaches Kind, zeige ihm den rechten Weg aus so harter Bedrängniß! Du Ewiger, mache nur den Vater glücklich, ich will gern tragen und dulden so lange es deinem heiligen Willen gefällt.“ So betete sie oft, wenn sie einsam wandelte oder an ihrem stillen Lieblingsplätzchen Trost und Erholung schöpfte.

Am östlichen Ende des Gartens befand sich nämlich ein kleiner künstlicher, in buntes Laubwerk gekleideter Berg. Man genoß da einer herrlichen Aussicht. Bunte, blühende Landschaften enthüllten sich den Blicken des Beschauers und im Hintergrunde lagernde, nach beiden Seiten sanft verfließende Berge schlossen sie in einen gefälligen Halbzirkel. Dort hielt sich Rafaele am liebsten auf, dahin flüchtete sie vor den Stürmen und Bedrückungen des Lebens, da stiegen ihre stillen Seufzer und Gebete himmelwärts. Der Ort war mir heilig geworden und ich betrat ihn nur, wenn sich mein innerer Mensch zum Guten stählen oder von den trüben Flecken des Lebens reinigen wollte.

Es war wieder ein Monat in dem Strome der Zeit verronnen. Die unbekannte Hand hatte mir, wie gewöhnlich, den Beweis ihrer Liebe durch den Postillon übersendet. Ich hielt den leeren in Briefform gebrochnen Umschlag in den Händen und bewunderte die schönen Züge der Aufschrift, als der Pater eintrat. Er pflegte mich seit einiger Zeit öfter als gewöhnlich zu besuchen, auch wollte mir's scheinen, als wenn er mein Thun und Lassen mit einer gewissen Aengstlichkeit beobach-

tete. Ich schrieb dieses Benehmen seiner Sorgfalt für meine Rechtgläubigkeit zu; denn ich hatte zwei junge Männer kennen gelernt, welche der protestantischen Kirche angehörten und von denen der Pater wissen wollte, daß sie selbst von ihrer Partei als Freigeister verrufen wären. Wir hatten zwar religiöse Gegenstände noch mit keinem Worte berührt; aber die Gefahr, angesteckt und noch mehr irre geführt zu werden, konnte leicht in den Augen des Paters zumal bei meinem, der so nöthigen und jedem rechten Christen geziemenden Unterwerfung unter die Aussprüche der vom heiligen Geiste geleiteten Kirche, entgegenstrebendem Wesen so groß sein, daß er es nöthig fand, mich mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu bewachen, um zu seiner Zeit die erforderlichen Schritte zu thun. Er griff hastig nach dem Papier. Nachdem er es einige Zeit mit lächelnder Miene betrachtet hatte, fragte er höhnisch: „Genügt der tägliche Umgang nicht? Bedarf es noch der Unterhaltung eines Briefwechsels? — Freilich, fuhr er fort, gewisse Sachen kann man nicht oft und heimlich genug besprechen. Nun wundert mich's nicht mehr, daß Sie so wenig Lust für den geistlichen Stand zeigen und meine Worte so wenig wirken. Es ist natürlich: wenn Sie in solche Schule gehen, dieser Dame anhängen, so kann es nicht anders kommen."

„Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen, Herr Pater," entgegnete ich.

„Von Fräulein v. Linden, welches Sie doch wohl kennen werden." Er hielt einige Zeit inne, dann begann er wieder: „ich habe Sie oft gewarnt vor Adele's betrüglichen Künsten. Sie verschmähten meinen Rath, folgten lieber den Lockungen eines verführerischen Weibes, als der Stimme des Freundes. Möchten Sie es nicht zu spät bereuen! Adele sinnt nichts Gutes, und es kann nicht lange währen, bis sie entlarvt wird. Ich habe der Beweise schon viele gesammelt."

„Aber, Herr Pater, Sie könnten sich doch irren und das Fräulein falsch beurtheilen. Der Nebel Ihrer Vorurtheile ver-

birgt dem Auge die Sterne am Horizont eines schönen Gemüthes."

„Es thut mir leid um Sie, daß Sie da noch loben können, wo allein Tadel und Verachtung eine Stelle haben. Oder ist es wirklich lobenswerth, daß das Fräulein mit dem Rittmeister ein Verhältniß pflegt, welches für das zarte Blümlein Unschuld, weibliche Ehre, ein gewisses Grab ist? ferner, daß es sogar den Tod des Gönners erwartet, um sein Vermögen an sich zu ziehen und mit dem Buhlen zu vergeuden? Sind das die Sterne eines schönen Gemüthes? Schändlicher Plan! Sie sollten erröthen, aber nicht einstimmen, noch weniger Theil nehmen."

Der Pater glaubte nun einmal nicht, daß von Adele etwas Gutes ausgehen könnte. Ich war dergleichen giftige Reden gewohnt von ihm zu hören, begriff aber nicht, woher er den Stoff dazu nahm. Ich sah wohl, daß der Rittmeister in Adele vernarrt war, aber keine Spur von einem sträflichen Umgange; vielmehr begegnete ihm Adele stets auf eine Weise, welche ihren feinen Takt und zartes Gefühl für Anstand und Ehre bewundern ließ. Noch weniger wußte ich von jenem Plane, der in der That abscheulich gewesen wäre, und ich durfte mich doch eines innigen Umganges mit Adele erfreuen.

Diesmal hatte mir der Pater wenigstens einen Dienst geleistet, indem er mir ohne sein Wissen den Schlüssel zu einem Räthsel gab, an dessen Lösung ich mich bisher fruchtlos versucht hatte. Wenn jene Aufschrift von Adele's Hand herrührte, so war es mehr als wahrscheinlich, daß auch der Inhalt ihre Gabe war. Gute Adele, nicht der Pater allein, viele Andere noch verkannten dich, weil du deine uneigennützige Handlungsweise in den Schleier der Verborgenheit hülltest!

Meine Vermuthung, daß sich Adele, die Mutter der Armen und Bedrängten, auch meiner auf diese Weise angenommen haben könnte, hatte sich unerwartet in Gewißheit verwandelt. Der unbekannte Gönner des bedürftigen Jünglings

war gefunden, jedoch war die Hoffnung unerfüllt geblieben, in ihm auch den Barmherzigen, der sich des verstoßnen Knaben angenommen, oder Vater oder Mutter anzutreffen.

Ich ging auf meinen Berg. Kaum angelangt, stand Rafaele vor mir. Sie war heiterer, als ich seit längerer Zeit gesehen hatte; ihr Wesen deutete auf ein glückliches Ereigniß.

„Eine Centnerlast ist von meinem Herzen," redete sie mich an; „Freund, ich darf wieder frei athmen, ich werde nicht mehr genöthiget, meinen Glauben zu verlassen."

Ich glaubte zu träumen. Wie hatte eine so plötzliche Umwandlung der Verhältnisse bewirkt werden mögen! War der Bischof auf andere Gedanken gekommen? Unmöglich! Hatte der Rittmeister seinen Sinn geändert? Nicht möglich! War es Adelen gelungen? — Aber die Frage vollendete sich nicht; denn ich sah den Grafen Goldmann über die Fluren sprengen. „Also doch! Er hat den schändlichen Handel abgeschlossen. Ach, unglückliche Rafaele!" seufzte ich unwillkürlich.

„Nicht mehr unglücklich, Freund," entgegnete sie, „ich weiß den Vater zufrieden, ich darf meinen Gott wieder anbeten, wie ich es für recht halte, — und wenn ich auch den Grafen noch nicht lieben kann, so werde ich ihn doch achten lernen; er wird meinen Bitten Gehör schenken, sich bessern, und sollte ich mich täuschen, so dulde ich ohne inneren Vorwurf und das Bewußtsein, einen Freund zu besitzen, der mich auf den blumigen und dornigen Wegen durch's Leben begleitet, wird mir stets ein Quell erhebenden Trostes sein."

Den Frieden des Himmels im Auge blickte sie mich an. Ein heiliger Kuß vereinigte unsre Lippen, der Freundschaft himmlischen Bund zu besiegeln. „Dies auch zum Dank für Ihre Belehrungen," sagte sie noch und verschwand.

Was ich gehört, es war mir immer noch nicht möglich. Ich wollte ihr nacheilen und stieß auf den Pater. Er schien

von dem Vorhaben des Rittmeisters Nichts zu wissen; er gedachte aber des Kusses mit beißenden Worten und daß seine Ansicht über Adele und ihre Ergebnen sich immer mehr bestätige.

Die Entdeckung des Paters und sein Mißtrauen in den guten Willen seiner Schüler hatten seinen Eifer, denselben den Geist der Wahrheit einzuflößen, bedeutend herabgestimmt.

Besonders mit mir war er sehr unzufrieden. Anstatt überzeugt zu werden und der Wahrheit die Ehre zu geben, hätte ich mich immer mehr von ihr entfernt; anstatt die Schwankenden zu befestigen und die Irrenden auf die rechte Bahn zu führen, suchte ich sie in ihrem Wahne zu erhalten. Ein Geist des Widerspruchs und des Unglaubens habe sich meiner bemächtigt; aber dem Christen gezieme Einfalt im Glauben und bereitwillige Unterwerfung unter die Gebote der Kirche. Er sei nicht befangen oder engherzig und stimme mit Denjenigen nicht überein, welche schon den Zweifel für Sünde erklärten; man dürfe zweifeln, man dürfe sogar den Zweifel äußern und aussprechen, aber eine von der Kirche aufgestellte Lehre nicht annehmen, verwerfen oder wohl gar für irrig erklären, dies sei Todsünde.

„Da der Geist Christi, ja Christus selbst in der Kirche fortlebt und Gottes Wille sich den Menschen durch den Mund der Kirche offenbart, so zeugt ein solches Benehmen von Widersetzlichkeit gegen die Anstalten Gottes und von Zweifel an seinem heiligen Worte. Aber mit Gottes Wort läßt sich nicht hadern und wenn Gott einmal Etwas angeordnet hat, so liegt es dem Menschen ob, demselben nachzukommen, keineswegs aber kritische Revisionen darüber anzustellen."

Welcher Vernünftige möchte hierin dem Pater widersprechen? Aber welcher Vernünftige wird auch die Frage unter-

drücken können: was Gott geoffenbaret? welche Anordnungen er getroffen hat? Hierauf allein kommt es an. Und zu dieser Erkenntniß führt allein der Weg der Ueberzeugung, nicht des Nachbetens und des blinden Glaubens; denn nur durch eignes Denken und Forschen ist es möglich, Gottes Wort von Menschenwahn zu sichten: daher befiehlt uns auch die Schrift: „den Geist nicht zu dämpfen, sondern Alles zu prüfen und nur das Gute zu behalten."

Es giebt also nur zwei Wege: entweder nachbeten und blind glauben, oder Selbstdenken und der gewonnenen Einsicht folgen. Wer Jenes thut, gehört zu den Herr-Herr-Sagern, von welchen Christus Nichts wissen mag; wer Dieses befolgt, an dem erfüllt sich das Wort des Apostels, das er an die Römer schrieb: „Selig ist Der, welcher bei dem, was er für recht hält, sich selbst Nichts vorzuwerfen hat."

Freilich wird die Denkfreiheit auch verschiedne Ansichten erzeugen; aber das ist bei der Verschiedenheit der Welt und der Menschen nicht anders möglich, auch kein Unglück: denn wäre es ein solches, so würde der Schöpfer die menschliche Natur anders eingerichtet haben, und jene erträumte Einheit hat selbst trotz alles Glaubenszwanges nicht erzeugt werden können, sie hat noch nie geherrscht, wird auch niemals herrschen, so lange die Menschen Menschen sind.

Sagt also Jemand: „du hast unrecht, ich habe recht," so bleibt ihm Nichts übrig, als Gründe für seine Ansicht beizubringen, und ich habe die Pflicht, sie zu prüfen: sind sie gültig, so werde ich überzeugt werden, sind sie nicht haltbar, so kann ich nicht beistimmen; wir sind und bleiben deshalb doch Brüder, wenn wir einander lieben und in Frieden abwarten eine andere Zeit, wo sich unsre Geister vielleicht mehr genähert haben. Dies ist nicht nur möglich, sondern sogar die erste Pflicht eines Christen und Derjenige streut den Samen der Zwietracht aus, welcher nur seine Meinung geltend machen will und Andersdenkende geringschätzt oder verfolgt."

Wann wird die Zeit kommen, wo man das Kennzeichen des rechten Christen nicht in gewissen Lehrmeinungen finden und auch Andersdenkende als Brüder, Freunde Christi und Kinder Gottes lieben wird; wann wird die Zeit kommen, in der der Geist des Christenthums lebendig werden und nicht Ansichten, sondern allein die Liebe herrschen wird!? Die Liebe ist die Seele unsrer Religion, die Liebe ist die einzig sichere Leiter in den Himmel, die Liebe ist der wahre Weg zum Leben, der alleinige Einheitspunkt, das Alles umschlingende Band, die Liebe gleicht Alles aus im Menschen, unter Menschen, die Liebe vereinigt die Erde mit dem Himmel, die Liebe umfaßt und trägt das Weltall, die Liebe ist der Athem Gottes, nur durch die Liebe werden wir selig.

Rafaele erfreute sich keines bessern Looses. Sie zog manche Glaubensartikel der Kirche, welcher sie sich anschließen sollte, in Zweifel und sie fragte nach Gründen derselben, ohne befriedigende Antwort zu erhalten. Der Pater versicherte: durch das Bewußtsein von der Unfehlbarkeit der Kirche werden alle Zweifel erstickt, und es ist nicht nöthig, die Gründe einer einzelnen oder aller Lehren zu kennen und einzusehen; genug, daß die Kirche unfehlbar ist, daß sie nothwendiger Weise die Wahrheit darstellt: wir dürfen sie nur gläubig annehmen.

Darauf erwiderte Rafaele: „Wenn ich wirklich glaube, wenn ich überzeugt bin und eingesehen habe, daß die Kirche unfehlbar ist, so werde ich wohl so verfahren, die Zweifel suspendiren und auch Etwas als wahr annehmen können, was ich noch nicht als wahr erkannt habe, denn ich wüßte ja, daß es wahr sein muß, daß ich es also auch bei gereifterer Einsicht als solches erkennen werde; dafür muß ich aber mit desto größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Frage: „ist denn die Kirche wirklich unfehlbar?" prüfen und untersuchen. Kann ich diese Einsicht nicht gewinnen, dann ist mir auch diese Stätte der Zuflucht abgeschnitten. Und ich kann es nicht! Denn erstens ist die Unfehlbarkeit nicht verheißen worden.

Mit den Worten, welche Sie dafür anführten, versprach der Herr den Seinigen, also allen Denen, welche seinen Willen thun, den göttlichen Geist der Wahrheit und seinen Beistand. Daß aber die Christen oder die Apostel oder nur diejenigen Männer, welche mit den Letzteren in einer gewissen äußeren Beziehung standen oder stehen, unfehlbar sind, nicht irren können, das Wahre mit Nothwendigkeit treffen müssen, davon ist in jenen Worten Nichts zu finden.

Dann ist es Ihnen nicht gelungen, Ihre Kirche als die wahre Kirche Christi zu erweisen, Sie können ihr also auch nach dem von Ihnen selbst eingeschlagenen Wege die Unfehlbarkeit, gesetzt auch daß sie verheißen worden, nicht zuschreiben; ferner ist sie auch, abermals nach einem von Ihnen zugestandenen Schlusse, nicht die alleinseligmachende. Denn kann sie fehlen, so besitzt sie nicht die ungetrübte Wahrheit, gewährt mithin auch nicht die Bedingungen, welche nach Ihrer Meinung zur Seligkeit unerläßlich sind.

Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß weder Christus noch die Apostel das Himmelreich vom Fürwahrhalten gewisser Meinungen oder einem äußeren Verhalten abhängig machen, wie Sie doch thun, indem Sie auf Anerkennung der Lehrmeinungen Ihrer Kirche dringen und schon auf die äußere Gemeinschaft mit ihr großes Gewicht legen. Denn nach der Schrift besteht das Himmelreich nicht in Worten, sondern in einer durch Liebe wirksamen Thätigkeit; nicht im Genießen oder Versagen gewisser Speisen und Getränke oder in dem Mitmachen bestimmter Ceremonien, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist; es ist auch nicht hier oder dort, sondern mitten in uns und kehrt in die Herzen Derjenigen ein, die in standhafter Ausübung des Guten Ruhm, Ehre und Unsterblichkeit suchen und wahre Liebe unter einander haben.

Da ich nun den Aussprüchen Christi mehr glauben muß, als Ihren Worten, Herr Pater, denn Sie sind doch ein Mensch,

und können irren, so werden Sie mir das Bekenntniß nicht rauben wollen, daß die Seligkeit nicht an das Leben in der römisch-katholischen Kirche und das Festhalten an ihren Glaubensartikeln, sondern an das Leben in der Tugend und an die Liebe geknüpft ist."

Der Pater redete von Eigensinn und Verblendung. „Wahre Tugend und Gottesfurcht," sagte er, „zeigt nur die Kirche. Sie lehrt ja sein Wort und predigt seinen Willen. Jenes zu erkennen, diesen zu befolgen, bedarf es freilich der Selbstentsagung, der Ertödtung des Fleisches und des Gehorsams und der Erfüllung noch anderer Pflichten, deren die in die Irrgänge der Welt Versteckten und Diejenigen nicht fähig sind, welche den Lockungen der Sinnlichkeit huldigen und lieber der eignen Neigung als dem Willen des Herrn folgen."

Seine Stimmung wurde immer gereizter, er wollte seinen Unterricht abbrechen, obgleich er den Plan, Rafaele zu seiner Kirche herüberzuziehen, nicht aufzugeben, sondern ein anderes Mittel, seine Absicht zu erreichen, im Sinne zu haben schien.

Er ließ sich indeß noch einmal halten, als Adele fragte, wie es denn mit dem Inhaber der Unfehlbarkeit stehe? „Da es zwei Parteien giebt über diesen Punkt und die Einen den Papst, die Andern aber die Bischöfe für untrüglich erklären, welche hat denn Recht?"

„Keine von beiden," antwortete der Pater. „Die richtige Ansicht schreibt die Unfehlbarkeit der Kirche, d. h. den mit dem Papste als ihrem Oberhaupte vereinigten Bischöfen zu, sie ergiebt sich auf eine klare Weise aus der Schrift, wobei auch die ursprünglichen Rechte der Bischöfe und des Papstes bewahrt bleiben. Denn der Herr hat nicht einzelnen Aposteln oder Bischöfen, sondern Allen in der Vereinigung mit ihrem Oberhaupte, also dem ganzen Körper Christi die Gabe der Irrthumslosigkeit verheißen. Wie man aber nicht behaupten kann, daß der vom Kopf getrennte Rumpf der ganze Körper

ist, so wenig läßt sich sagen, daß die Bischöfe ohne ihr Haupt unfehlbar sind.“

Hier verdient bemerkt zu werden, daß es zuerst darauf ankommt, zu bestimmen, in welchem Verhältniß man sich den Papst zu den Bischöfen denkt: ob man ihn dem Wesen nach den Bischöfen gleichstellt und ihm nur äußere Auszeichnungen zugesteht, oder ob er sich von diesen durch einen wirklichen, inneren, wesentlichen Vorzug unterscheiden soll. Einige lehren Jenes, Andere Dieses. Der Pater entschied sich für die Letzteren. Nach ihm ist es keine hohle Titulatur, sondern eine wahre Regierungsgewalt, welche sich auch über die Regierungsgewalt der Bischöfe erstreckt, die ihn auszeichnet; nach ihm begründet und befestiget der Papst die Kirche und er ist besonders dazu da, die Einheit zu erhalten und zu befördern, damit nämlich alle Anhänger Christi nur sein Wort der Wahrheit bekennen, alle nur sein Gesetz der Liebe beobachten und auf diese Weise nur seine Kirche dargestellt und fortgebildet werde.

Daraus geht, beiläufig erinnert, zur Genüge hervor, warum der Pater so fest auf der Behauptung besteht, daß die römische Kirche allein und vorzugsweise die christliche sei und daß es außer ihr keine Kirche mehr gebe; denn ihm ist der Papst so viel wie Christus selbst, er besitzt die Wahrheit, den Glauben und die Liebe Christi. Es ist also eben so gut, als wenn Christus selbst noch auf der Erde wandelte.

Wenn nun der Papst solch hohe Vorzüge besitzt, und der Pater ist fest davon überzeugt, so kann er auch nur allein entscheiden über die Wahrheit, er bedarf dazu der Bischöfe nicht, und da die Wahrheit unfehlbar an's Licht gebracht werden soll, so muß auch der Papst allein unfehlbar sein. Im entgegengesetzten Falle würde er nicht sein, was er soll d. i. die lebendige Regel des Glaubens, weil ihm die nothwendige Eigenschaft eines Primas der Kirche, Erkenntniß und Bekenntniß der christlichen Wahrheit, abginge. Dann

müßten nämlich die Bischöfe ohne ihn und allein untrüglich sein und er wäre ganz bedeutungslos; oder er gehörte zwar als Glied zu dem unfehlbaren Körper, aber sein Wort ermangelte der Zuverlässigkeit, diese käme ihm erst von dem Beitritt der Bischöfe, und er wäre abermals nicht die geforderte Richtschnur des Glaubens.

Aber der Pater wollte auch die Rechte der Bischöfe retten, demnach sie gleichfalls Theil nehmen sollen an der Erzeugung der unfehlbaren Wahrheit. Dies ist jedoch widersprechend, mithin unmöglich. Nach dieser Meinung ist nämlich das Urtheil der Bischöfe für sich ungültig, denn es erhält seine Gültigkeit erst durch die Beistimmung des Papstes; gleicherweise ist auch das Urtheil des Papstes für sich ungültig, denn es erhält seine Gültigkeit erst von der Beistimmung der Bischöfe.

Im ersten Falle werden die Bischöfe dem Papste untergeordnet, ihr Urtheil wird als möglicher Weise irrthümlich vorausgesetzt und es wird nur dann als wahr und unfehlbar angenommen, wenn es der Papst als wahr erkennt: also kann der Papst allein über die Wahrheit entscheiden und sie auf unfehlbare Weise hervorbringen.

Im zweiten Falle wird der Papst den Bischöfen untergeordnet, sein Urtheil wird als möglicher Weise irrthümlich vorausgesetzt und nur dann als wahr und unfehlbar angenommen, wenn es die Bischöfe als wahr erkennen: also können die Bischöfe allein über die Wahrheit entscheiden und auf unfehlbare Weise hervorbringen.

Hieran schließt sich noch der Umstand, daß der Papst in beiden Fällen bleibt, was er ist, der Erste und Uebergeordnete; aber im letzten soll zugleich auch der Zweite und Untergeordnete sein; daß die Bischöfe in beiden Fällen bleiben, was sie sind, die Zweiten, Untergeordneten; aber im ersten sollen sie zugleich auch die Ersten, Uebergeordneten sein.

Man ist daher genöthigt, den Papst und die Bischöfe ein-

ander zugleich als unter,- gleich- und übergeordnet, zugleich als untrüglich und fehlbar zu denken.

„Sie haben die Kirche als die Vereinigung der Bischöfe mit dem Papste bestimmt. Gehören denn die niedere Geistlichkeit und die Laien nicht zur Kirche, sind sie nicht auch Glieder derselben und müssen sie also nicht auch Theil nehmen an dem Gnadengeschenk der Unfehlbarkeit?" fragte Rafaele.

Der Pater. „Wir unterscheiden zwischen der lehrenden und lernenden Kirche: zu dieser gehören die Laien, zu jener die Priester und untergeordneten Lehrer, vorzüglich aber die Bischöfe als die Träger und Verwalter des göttlichen Wortes und die Inhaber der Unfehlbarkeit."

„Dieser Unterschied rührt doch nicht von Christus her, welcher keinen Unterschied der Stände und Personen kennt und vor dem Alle gleich sind. Doch ich lasse dies; ich muß aber bemerken, daß, wenn die Unfehlbarkeit allen Gliedern der Kirche in Ihrem Sinne zukommt, alle Bischöfe unfehlbar sind, sie sind alle einander gleich und auch der Papst hat keinen Vorzug vor ihnen, etwas Höheres als „unfehlbar sein" giebt es doch nicht. Es kann daher jeder Bischof für sich die Wahrheit hervorbringen und bestimmen, jeder ist eine Glaubensregel und Das, was der Papst allein sein soll."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Wenn ich sage: weder der Papst allein, noch die Bischöfe allein sind unfehlbar, sondern diese, wenn sie mit jenem vereiniget sind, so heißt dies nur: das Urtheil der Bischöfe oder des Papstes hat als einzelnes, und so lange es allein dasteht, keine allgemeine Verbindlichkeit, es ist nicht gültig; erst wenn alle Bischöfe, folglich auch der Papst sich zu einer Lehre bekennen, kommt dieser Lehre der Charakter der Irrthumslosigkeit zu, weil sie dann keine einzelne, sondern allgemeine, d. h. katholische Lehre ist."

Auf die Allgemeinheit oder die Katholizität legte der Pater in jeder Beziehung das größte Gewicht, als wenn sie wirklich eine Eigenschaft wäre, woran man die Wahrheit

und den Werth einer Lehre oder Einrichtung erkennen könnte. Sie ist aber etwas Zufälliges und dient nur, den einzigen geraden Weg, welcher zur Erkenntniß des Wahren führt, unmittelbares Auffassen, Untersuchen, Prüfen, zu umgehen.

Auch bei der Entscheidung, welche Lehren für unfehlbar zu halten sind, soll die Allgemeinheit, die Uebereinstimmung aller Bischöfe in einem Punkte, den Ausschlag geben. Zuvörderst, wie kann ich erkennen, daß die Uebereinstimmung eine wirkliche, wahre, innere, daß sie aus Ueberzeugung hervorgegangen ist oder vielleicht nur in Worten besteht und durch fremdartige Beweggründe bewirkt wurde? Dergleichen Beweggründe giebt es sehr viele, und die Geschichte lehrt, daß einige derselben, z. B. Furcht, Hoffnung, Gewohnheit, Zwang und Anderes nicht selten wirksam gewesen sind.

Nehme ich hierauf keine Rücksicht, setzte ich auch, daß die Einhelligkeit auf Einsicht beruht, so weiß ich deshalb noch nicht, ob die Einsicht richtig ist. Viele Menschen können in derselben Ansicht zusammentreffen und doch irren. Die Vermuthung kann wol erregt werden, daß jene Ansicht gegründet sein wird; daß sie aber wahr und richtig ist, dies vermag allein das eigne Urtheil auszumachen.

Dies ebenfalls angenommen, wer belehrt mich denn über die Art und Weise, auf welche gewisse Gedanken und Aussprüche in's Leben gesetzt wurden, ob die Urtheilenden dabei irren konnten, jedoch nicht irrten, oder ob sie die Wahrheit sagen mußten und unfehlbar waren?

Setze ich endlich auch, die Lehren seien unfehlbar, in welchen alle Bischöfe zusammenstimmten, so gäbe es doch keine untrüglichen Aussprüche der Kirche, weil es keine wahre Uebereinkunft der Bischöfe giebt. Denn noch nie waren alle Bischöfe an Einem Orte versammelt, und weder die versammelten noch die zerstreut lebenden stimmten immer alle zusammen.

Daher läßt der Pater von der Strenge der Forderung etwas nach und er begnügt sich mit der Einhelligkeit der Mei-

sten, und in Fällen, wo sich die Mehrzahl von der Minderzahl trennt, sogar mit der Uebereinstimmung einiger Bischöfe, wenn diese mit dem Oberhaupte in Verbindung stehen.

Es würde also auch dann keine unfehlbaren Aussprüche der Kirche geben, wenn das vom Pater aufgestellte Kennzeichen gültig und vermögend wäre, auf die Untrüglichkeit hinzuweisen.

Wie kommt es endlich, daß, wenn es sich um Aufstellung untrüglicher Glaubenssätze handelt, nicht alle Bischöfe zusammenstimmen? Sie sind doch als solche einander gleich und sollen alle vom heiligen Geiste regiert werden. Können sie ihm widerstehen, dann kann von der Unfehlbarkeit keine Rede sein.

Rafaele. Wie werden denn die unfehlbaren Aussprüche zu Tage gefördert? bringen sie die Bischöfe zugleich und instinktartig hervor, oder nimmt Einer zuerst das Wort, über welches sie sich dann berathen?

Der Pater. Die unfehlbare Wahrheit wird auf zweierlei Weise gleichgut bewirkt. Einmal von der zertrennten Kirche, wenn das Oberhaupt für alle Gläubigen eine Lehre hinstellt und die an ihren Sitzen zerstreut lebenden Bischöfe durch ihren Beitritt bezeugen, daß die Lehre des Hauptes zugleich Lehre der Glieder ist.

Hier wird das Urtheil des Primas als irrig vorausgesetzt, denn es soll erst durch den Beitritt der Bischöfe als wahr bestätiget werden. Diese müssen also auch vermögend sein, unabhängig vom Papste über Wahr und Falsch zu entscheiden. Die Bischöfe sind die Richter, welche über die Ansicht des Papstes entscheiden, und da die Entscheidung den Charakter der Untrüglichkeit an sich tragen soll, so müssen sie auch ohne den Papst unfehlbar sein.

Rafaele. Was versteht man unter der versammelten Kirche?

Der Pater. Die Kirche ist versammelt, wenn ihre obersten Vorsteher aus den verschiedensten Theilen der rechtgläubi-

gen Welt an Einem Orte zusammen kommen, um über religiöse Angelegenheiten zu berathschlagen. Auf einer solchen Kirchenversammlung hat der Papst das Recht, entweder in eigner Person oder durch Stellvertreter den Vorsitz zuführen. Im ersten Falle ist er mit unbedingter, richterlicher und bestimmender Gewalt bekleidet."

„Dann ist es um das Richteramt der Bischöfe geschehen," warf ich ein.

„Keineswegs, ihr Richteramt wird nicht beeinträchtigt, denn es steht ihnen die Prüfung frei und sie treten dann erst bei, nachdem sie sich von der Wahrheit der apostolischen Satzungen überzeugt."

„Wie können Sie aber glauben, daß das Licht der Wahrheit eine Unwahrheit sagen wird? Wie mag es erlaubt sein, zu prüfen, anzunehmen oder zu verwerfen, wenn ein Anderer mit unbedingter Gewalt richtet und entscheidet. Da ist kein Einspruch, kein Veto an der Stelle. Auch hätten wir dann zwei von einander unabhängige und unfehlbare Richter der Wahrheit, den Papst auf der einen, die Bischöfe auf der andern Seite. Einer von Beiden wäre ja wol überflüssig. Wie mögen endlich die dem Oberhaupte untergebenen Glieder, die Bischöfe, die auch zu den Schafen gehören, welche auf die Stimme des Einen Hirten hören müssen, wie mögen sie es wagen, diese Stimme der Prüfung zu unterwerfen?"

„Aber wie steht es im andern Falle? Wenn das Oberhaupt auf einer solchen Versammlung nicht persönlich erscheint, sondern sich durch Abgeordnete vertreten läßt, haben die Beschlüsse der Versammlung so lange keine Gültigkeit, als sie nicht die päpstliche Genehmigung oder Bestätigung erhalten haben?"

„Auch hier löst sich Alles in die Meinung des heiligen Stuhls auf. Der Papst entscheidet allein, er ist Alles in Allem und das Urtheil der Bischöfe und die Kirchenversammlungen sind unnöthig."

„Freilich geben allgemeine Kirchenversammlungen einer vom Papste erlassenen Bestimmung nicht erst innere Wahrheit, sondern sie stellen die Wahrheit nur nach Außen dar; demnach wären auch allgemeine Kirchenversammlungen nicht gerade nothwendig, aber sie tragen zur Beruhigung der Gemüther und zur Herstellung des Friedens unter den Anhängern des Christenthums Viel bei.“

„Was aber die Zustimmung des Papstes zu einem Konzilienbeschluß in's Besondere betrifft, so ist sie nöthig, weil nach der Einrichtung Christi der Primas wesentlicher Bestandtheil der Kirche ist, daher ohne ihn von einem Beschlusse eigentlich gar keine Rede sein kann. Diese Zustimmung giebt jedoch nicht erst den Bischöfen Vollmacht und ihren Beschlüssen Wahrheit, denn sie haben ihr Ansehen unmittelbar von Gott und erklären, daß sie im Namen und unter der Autorität Gottes versammelt sind und beschließen.“

Aus der letzten Bemerkung erhellt, was der Pater mit der Forderung wollte, daß sowohl die Rechte der Bischöfe als auch die des Papstes ungeschmälert erhalten werden müßten, es wird aber auch der Boden sichtbar, in dem die Widersprüche wurzeln, in welche er sich bei seiner Lehre verwickelt hat. Er nimmt nämlich an, daß alle Bischöfe, auch den Papst mit eingerechnet, gleiche Gewalt besitzen; er nimmt aber auch an, daß Einer von ihnen, nämlich der Papst, einen wesentlichen Vorzug vor den andern hat. Die Bischöfe haben ihr Ansehen unmittelbar von Gott, also nicht vom Papste, und sie beschließen auch im Namen Gottes. Auch der Papst hat sein Ansehen von Gott und nicht von den Bischöfen, und er beschließt gleichfalls im Namen Gottes.

So sind der Papst und die Bischöfe einander gleich. Wiederum nimmt er an, der Papst habe einen wesentlichen Vorzug vor den übrigen, er sei der Eine Lehrer Aller. So bringt er eine Ungleichheit in die Kirche und Abhängigkeit der Bischöfe vom Papste.

Endlich nimmt er an, daß zu der Aufstellung einer unfehlbaren Bestimmung der Papst und die Bischöfe zusammenstimmen müssen, daß das Urtheil Jenes für sich nicht gültig ist und erst vor dem Beitritt der Bischöfe als wahr und unfehlbar erkannt wird, und daß das Urtheil Dieser für sich nicht gültig ist und erst durch den Beitritt des Papstes als wahr und unfehlbar bestätiget wird. So macht er Beide von einander abhängig.

Daher geschieht es, daß er den Papst und die Bischöfe als gleich, selbstständig und als ungleich und von einander abhängig darstellt. Am Ende blickt doch die Ansicht klar durch, daß der Papst allein der Entscheidende ist und von seinem Spruche Alles abhängt.

Der Pater hat allerdings jene zwei Ansichten über den Inhaber der Untrüglichkeit mit der seinigen zusammengebracht, und sie sind auch sichtbar, indem er bald die Bischöfe, bald den Papst als selbstständige Richter vorführt und auch wieder will, daß es der Eine nicht ohne den Andern sein soll. Aber diese Ansicht ist widersprechend und muß als solche aufgegeben werden. Sie scheint auch ihr Dasein nur der Nachahmung des weltlichen Regiments zu verdanken. So wie man hier den Gewaltinhaber mit einer beschränkenden Macht umgiebt, um sich vor Mißbrauch zu schützen, so hat man auch dem Oberhaupte der Kirche die Bischöfe zur Seite gesetzt, um sich vor möglichen oder wirklichen Uebergriffen zu bewahren.

Es kann also, die Voraussetzungen zugegeben, nur von zwei folgerichtigen Meinungen über das Subjekt der Unfehlbarkeit die Rede sein; welche aber richtig ist, ob die Untrüglichkeit den Bischöfen oder dem Papste zukommt, das kann nicht gezeigt werden, vielleicht die eine, vielleicht auch keine. Da aber die Aussprüche der Päpste und der Kirchenversammlungen weder mit sich selbst noch untereinander immer harmoniren, so weiß ich nicht, welche ich für unfehlbar halten soll, und es ist um den zuversichtlichen, wie der Pater behauptet, zur

Seligkeit so nothwendigen Glauben an dieselben geschehen. Auch von dieser Seite zeigt sich die Unzulänglichkeit seiner Lehre von der Unfehlbarkeit.

Er meint zwar: wenn auch nicht bewiesen werden kann, Wem die Unfehlbarkeit eigentlich zukommt, so ist sie doch in der Kirche vorhanden und bleibt unangetastet. Allein es ist umsonst, denn mir sind die Wege abgeschnitten, sie und ihre Aussprüche zu finden, und die Versicherung selbst — worauf stützt sie sich denn? Auf eine von den angeblichen Autoritäten der Unfehlbarkeit? Dann ist sie, wie diese selbst, unzuverlässig. Auf das eigne Urtheil? Dann ist sie abermals unzuverlässig nach des Paters eigner Lehre, denn der Mensch kann irren.

Demnach ist der Grund, auf welchem die hohen Vorzüge der Kirche, welche sich vorzugsweise die katholische und die alleinseligmachende nennt, besonders aber ihre alleinbeseligende Kraft ruhen, überaus unsicher und schwankend. Wie sehr sich auch der Pater dagegen sträuben mag, seine Behauptung von der Unfehlbarkeit ist und bleibt leer und entbehrt der erforderlichen Stützen. Er vermag nicht, ohne Bewegung im Kreise, ohne Neben- und Abwege, zu zeigen, daß sie seiner Kirche zukommt. Man weiß nicht, wo man sie suchen soll, bei den Bischöfen, dem Papste oder bei Diesem und Jenen? Sie ist auch nicht verheißen worden. Denn der Geist der Wahrheit ist nicht auch der Geist der Unfehlbarkeit, und wäre er es, so müßte er allen Christen und nicht bloß einigen und den vornehmsten Lehrern der katholischen Kirche einwohnen; jener Geist ist allen Anhängern und Verehrern Jesu zugesichert und der Meister selbst sagt, daß Er und der Vater bei Denen Wohnung nehmen werde, die ihn lieben und seinen Willen thun. — Sie erfüllt den Zweck nicht, weswegen sie angenommen wird, wenn sie nicht alle Gläubigen umfaßt. Es nutzt auch Nichts, wenn auch einige Personen eine Lehre als unfehlbar aufgestellt haben, wenn ich beim Auffassen und Aneignen derselben auf meine gebrechlichen Kräfte beschränkt bin. So kann ich irren und die ge-

forderte Zuversicht wegen der Gewißheit der Wahrheit nicht erhalten. — Sie ist dem freien und lebendigen Glauben hinderlich, indem sie Alles auf Treue und Glauben anzunehmen gewährt und wo nicht fordert. Endlich läßt sich das Vorhandensein derselben auf keine Weise zur Gewißheit bringen. Wir kennen nur Ein unfehlbares Wesen, Gott; denn Gott allein ist die Fülle der Wahrheit.

XII.

Der letzte Versuch, Rafaele auf dem Wege der Ueberzeugung in die Hallen der katholischen Kirche einzuführen, war fehlgeschlagen. Welchen Eindruck wird diese Nachricht auf das Herz des Bischofs machen? Zwar hat ihn der Pater schon auf ein mögliches Mißlingen aufmerksam gemacht, sie kann ihn also nicht unerwartet treffen, allein er hoffte doch immer noch auf einen erwünschten Erfolg. Was wird er nun thun? Das Beste wäre, seine Forderung aufzugeben und die Nichte ihrer Einsicht folgen zu lassen. Vielleicht thäte er es, vielleicht vermöchte ihn Adele dazu, wenn noch die früheren Umstände obwalteten! Aber der Baron schöpfte Argwohn gegen die Freundin, und der Pater hat sich seines Vertrauens bemächtiget. Dieser wird Alles anwenden, ihn bei seinem Sinne zu erhalten und Mittel und Wege finden, denselben auszuführen. Doch worauf er auch denken mag, es kann ihm nicht gelingen, denn der Rittmeister hat sein Ziel auf andere Weise erreicht; da ihm die Tochter, Liebe und Glück opfert, so benutzt er sein Vaterrecht und läßt ihr den Glauben.

Diese Betrachtung unterbrach ein Diener des Bischofs, welcher mir ein Papier überreichte. Was hat mir der Bischof kund zu thun? dachte ich, indem ich es öffnete. In den Schriftzügen erkannte ich die Hand meines Unbekannten wieder. Ich las:

„Ich darf das Bett des Bischofs nicht verlassen, er ist plötzlich erkrankt. Sie gestatten daher, daß ich Ihnen auf diesem Wege eine Nachricht gebe, welche Sie nahe angeht.“

„Man hat dem Bischof ein Gerücht hinterbracht, das Ihrem Charakter und meiner Ehre gleich nachtheilig ist. Nach diesem huldigten Sie einer seelenverderblichen Denkweise, ich hätte dieselbe befördert, Sie dem geistlichen Stande entfremdet, durch reiche Unterstützungen und andere Mittel an mich gekettet, um mir in Ihnen ein gehorsames Werkzeug zu meinen Absichten zu erziehen. Es wäre mir auch gelungen; denn als ich sogar einen schändlichen Plan gegen den Bischof geschmiedet, seien Sie, wie noch Andere, ein bereitwilliger Theilnehmer gewesen.“

„Sie werden am besten urtheilen können, ob Ihre Person an dergleichen Anschuldigungen einen Theil hat. Auch bin ich fest überzeugt, daß Sie von mir so Schlimmes nicht glauben werden. Indeß bin ich nicht unschuldig. Ich habe wirklich einen Plan entworfen, welcher den Ansichten des Bischofs entgegen wirkt und an dem Sie, aber ohne Ihr Wissen und unaufgefordert, Theil nehmen. Da ich von Herzen wünsche, nicht auch von Ihnen noch verkannt zu werden, so finde ich nöthig, mich über mein Verhältniß zu Ihnen und meine Handlungsweise etwas genauer auszusprechen. Ich werde aufrichtig sein, Sie sollen dann urtheilen.“

„Sie wissen, in welchem Verhältnisse der Rittmeister mit seiner Tochter zu dem Baron steht, welche Aussichten er damit verbindet und wie unglücklich Rafaele sich dabei fühlt. Das nämliche Verhältniß bestand schon zwischen ihm und seiner Gemahlin. Klementine war so unglücklich, in einen Plan verwickelt zu werden, welcher sie das Leben kostete und sich jetzt auf die Tochter vererbt hat.“

„Ich theile einmal den Glauben an die alleinseligmachende Kirche nicht. Mit dem Begehren, ihren Glauben mit dem katholischen zu vertauschen, waren auch in das Herz mei-

ner Freundin Unglück, Unfriede, Bekümmerniß und Qual eingezogen. Ich beschloß, sie zu retten. Wieviel ich auch über den Baron vermochte, so durfte ich ihn doch weder meine wahre Absicht merken lassen, noch geradenwegs zum Ablassen von seiner Forderung bewegen wollen; denn so würde ich Alles verloren haben. Er ist zu fest überzeugt, daß der Weg zum Heil nur durch unsre Kirche geht und daß ihn Alle betreten müssen, die an dem ewigen Leben Theil nehmen wollen."

„Mein Bestreben war daher nur, daß er dem Rittmeister Rosenhof ohne weitere Bedingungen überlassen sollte. Denn dieser nahm es mit religiösen Dingen nicht so genau, es lag ihm aber Alles an den einträglichen Renten des Rittergutes. Im Besitz von diesen, hätte er seine Frau ungestört ihres Glaubens leben lassen. Sie wäre also von der gefährlichsten Seite her geschützt gewesen; denn wenn auch der Baron noch auf seinem Wunsche beharrte, so konnte er unter solchen Umständen doch nicht durchdringen."

„Aber er erkannte in diesem Punkte die einzige noch wirksame Triebfeder im Getriebe seiner Absichten und er schlug mir die erste Bitte ab. Jetzt konnte ich Nichts mehr thun, als ihn zur Nachsicht und zur Verschiebung zu stimmen; auch bei dem Rittmeister versuchte ich, was ich konnte. So geschah es denn, daß Klementine, obschon unter vielem Kummer, doch ihrem Glauben treu von der Erde schied."

„Nach ihrem Tode traf die Tochter der Mutter Loos. Ich sah dies voraus und sann auf Mittel, auch sie zu befreien. Dies ist nun der Plan, zu dessen Gelingen Sie mitwirken sollten."

„Ich kannte nämlich Ihre Gedanken über Religion und Kirche, ich wußte, daß Sie zumal über die alleinbeseligende Fähigkeit unsrer Kirche anderer Meinung waren als der Pater. Jenes für Sie so nachtheilige Ereigniß im Hause des Banquiers, da Sie noch als Lehrer in demselben fungirten, zog meine Aufmerksamkeit in dieser Beziehung auf Sie. Man

wollte es dem Baron hinterbringen, ich wußte es jedoch zu verhindern; denn Ihre Lage war ohnehin schon sehr traurig, wenn noch der Baron seine Hand abgezogen hätte, so wäre es Ihnen vielleicht unmöglich gewesen, das Ziel weiter zu verfolgen. Er würde es gethan haben, wenn er den Vorfall erfahren hätte. Mir dagegen gefiel die frühe Selbstständigkeit des Jünglings und sein reges Streben, die Wahrheit zu erkennen. Selbstständigkeit und Forschen nach dem Wahren sind ja des Mannes schönster Schmuck. Ich war glücklich, Ihnen den versperrten Weg wieder öffnen zu können, und ich nannte mich nicht, um möglichen Mißdeutungen vorzubeugen und Ihrem Streben keine abweichende Richtung zu geben. Hieraus mögen Sie entnehmen, ob und inwiefern ich an Ihrer geistigen Entwickelung einigen Antheil habe."

„Der Entschluß, dem geistlichen Stande zu entsagen, und die Gründe, welche Sie anführten, ließen mich tiefer in Ihre Gesinnungen blicken. Zu jener Zeit sollte der Pater in die Residenz berufen werden, der Bischof beabsichtigte, ihm die Bekehrung der Schwester anzuvertrauen. Wegen Frau von Sand hatte ich zwar Nichts zu befürchten, denn sie war schon sehr leidend, die Wiedergenesung zweifelhaft, und man hatte mir versprochen, sie während ihrer Krankheit nicht weiter zu beunruhigen. Um so besorgter wurde ich für Rafaele. Denn der Pater, obgleich erst kurze Zeit Priester, war, wie er zu sagen pflegte, in der Gott wohlgefälligen und den Menschen heilsamen Wirksamkeit, die zwar geladenen aber saumseligen oder harthörigen Gäste in den Hochzeitssaal einzuführen so glücklich, daß er sich schon großen Ruhm erworben hatte. Besonders geschickt war er, zu überreden. Rafaele besitzt zwar einen hellen Geist, aber sie hätte doch ein Raub seiner Kunst werden können. Wir bedurften einer Unterstützung, und ich hoffte sie von Ihnen zu erhalten. Ich wollte sie jedoch erst annehmen, wenn Sie mir dieselbe von selbst und unaufgefordert geben könnten."

„Ich bewog Sie nämlich in unsrem Hause zu wohnen, um desto mehr Gelegenheit zu finden, den künftigen Beruf besser kennen zu lernen, ich ermahnte Sie der ersten Wahl treu zu bleiben, die Ueberzeugung sorgfältig zu prüfen und frei zu entwickeln, und damit dies leichter von Statten ginge, veranlaßte ich Ihre Bekanntschaft mit dem Pater. Wurden Sie der Seine, so gab ich meine Absicht auf; wo nicht, so sollten Sie ihm, wenn er Rafaelens Bekehrung betreiben würde, ein Gegengewicht leisten und durch Ihre Einwendungen ihm den Sieg erschweren oder unmöglich machen. Auf diese Weise hätte ich wenigstens Zeit gewonnen."

„Inzwischen wollte ich noch einen andern Weg einschlagen. Ich wußte von Ihrer Neigung zu Rafaele. Die Wirkung, welche der Anblick ihres Portraits auf Sie machte, war mir nicht entgangen, und ein späterer Umgang mit Rafaele sagte mir, daß ich mich nicht täuschte. So verhielt sich's auch mit Rafaele. Mein Ziel war nun, den Bischof dahin zu bringen, daß er dem Rittmeister die Benutzung von Rosenhof gestattete und in Ihre Verbindung mit Rafaele willigte. Mochte er auch an dieselbe die Aussicht der endlichen Bekehrung Rafaelens knüpfen, wenn nur keine unerlaubten Mittel angewendet wurden."

„Es geschah Alles, wie ich es vorausgesehn. Ich würde auch meinen Zweck erreicht haben, wenn mir der Pater nicht so hinderlich gewesen wäre. Indeß wirkte ich doch nicht vergebens. Der Bischof zeigte sich besonders in der letzten Zeit meinem Wunsche nicht ungünstig, es bedurfte nur noch eines letzten Versuches. Diesen mußte ich machen, als ich vernahm, daß der Rittmeister die Hand seiner Tochter an den Grafen Goldmann verkaufen wollte. Unglückliche Rafaele! Sollte dein reiner Athem sich mit dem Pesthauch dieses Mannes mischen müssen. Unglückseliger Vater, der du eines so schnöden Beginnens fähig warst!"

„Ich fand den Bischof gänzlich verändert. Seine Freund-

lichkeit gegen mich hatte sich in Zorn verwandelt. Ich glaubte zu träumen und würde von Allem Nichts begriffen haben, hätte ich nicht erfahren, daß der Pater vorher eine lange Unterredung mit ihm gehabt hatte, in welcher mein und Ihr Name häufig genannt wurden. Noch weiß ich nicht Alles, was der Pater ihm in den Kopf gesetzt hat, denn der Bischof bedarf der sorgfältigsten Schonung und ich darf ihn nicht mit Fragen belästigen. Aber an das schon Gesagte kann ich noch reihen, daß mein Vorhaben gänzlich fehlgeschlagen ist, daß man mir und Ihnen das Mißlingen von Rafaelens Bekehrung zuschreibt und mich überdies noch schändlich verleumdet hat. Wahr ist's, ich habe den Absichten des Bischofs mit der Schwester und Nichte entgegengewirkt. Aber meine Absicht war auch gut, ich wollte gleichfalls Ruhe, Glück, Zufriedenheit schaffen. Oder ist es ein so großes Verbrechen, daß ich nicht in allen Stücken so denke wie der Pater und der Baron? Eines schändlichen Unternehmens gegen den Bischof bin ich mir durchaus nicht bewußt, es ist mir auch nicht eingefallen, das Herz eines unverdorbnen Jünglings damit zu beflecken."

„Auch auf Ihnen ruht der Zorn des Bischofs. Vermeiden Sie daher, bis ich Ihnen wieder Nachricht gebe, jedes Zusammentreffen mit mir und dem Bischof, damit sein Zorn nicht von Neuem gereizt werde. Er bedarf vollkommener Ruhe, wenn er wieder genesen will. Schon die kleinste Anstrengung wird ihm gefährlich. Es sind noch nicht zwei Stunden, daß ihn Baron Werner aus der Schweiz, sein Freund, wegen einer wichtigen Angelegenheit auf einige Augenblicke sprechen mußte; dies hat ihn so angegriffen, daß er wieder in Ohnmacht gesunken ist."

„Ich sehe noch nicht, wie sich Alles entwickeln wird. Ich verspreche mir nichts Gutes. Denn der Pater hat den Bischof ganz für sich eingenommen und er wird nicht ruhen, bis er seinen Zweck erreicht hat. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm, trösten Sie Rafaele, eingedenk Ihrer Freundin Adele."

Ich konnte nicht mehr zweifeln. — Adele war die großmüthige Gönnerin! Sie hatte die Stelle einer liebenden Mutter vertreten, und wenn sie mir auch das Dasein nicht schenkte, so verdankte ich ihr, was mehr ist, Erhaltung und Veredlung desselben. In den letzten Worten ihres Schreibens eröffnete sie mir vielleicht auch den Weg zu Denjenigen, die mir das Leben gaben. Denn Baron Werner war derselbe, bei welchem mein Pflegevater diente, als ich ihm übergeben wurde. Möglich, daß er einiges Licht in mein dunkles Geschick bringen konnte. Ich traf ihn im Garten in der Gesellschaft des Rittmeisters, welcher sich eben entfernte, als ich eintrat. Ich erzählte dem Baron meine Geschichte, er hörte aufmerksam zu. „Sie suche ich ja," rief er aus, mich umarmend. „Ich erinnere mich noch lebhaft," setzte er fort, „des guten Walter und seines kleinen Theodor, der nun als blühender junger Mann vor mir steht. Zwar kann ich über Ihr erstes Schicksal noch nichts Gewisses sagen, ich habe aber eine Spur, die mich, wie ich hoffe, auf den rechten Weg bringen wird. Ich reise jetzt nach B......, wenn ich wieder zurückkehre, so kann ich Ihnen wahrscheinlich genügendere Auskunft geben."

Ich durfte also noch hoffen die Eltern wieder zu finden. Wonnevoller Augenblick, sie zu umarmen, von Angesicht zu Angesicht zu schauen!

Es war Abend geworden. Der Mond goß sein mildes Licht über die stille Erde aus. Ich bestieg Rafaelens Berg und auf ihrem Lieblingsplätzchen träumte ich von dem seligen Augenblicke des Wiedersehns. Es entstand ein Geräusch. Eine hohe Männergestalt nahete und verlor sich in eine Seitenlaube des Berges. Ich erkannte den Rittmeister. „Er ist's," flüsterte eine Stimme auf der andern Seite. „Das Opfer ist groß, sehr groß. Ich achte ihn nicht und liebe ihn noch weniger, er selbst begehrt mich nur. Doch erfüllt er nur, was ich verlange — und dies soll die Probe seiner Neigung sein, so rette ich Rafaele und ihn vermag ich vielleicht noch zu

bessern. Aber der Bischof? Versprach ich ihm nicht, so lange er leben würde, keines Mannes Weib zu werden? Doch was wiegt schwerer, ein Versprechen halten, welches vielleicht an sich schon strafbar ist, oder das Glück eines Menschen gründen, welches er mitleidslos unter seine Füße tritt. Warum schaltet er doch mit solcher Willkür und Unerbittlichkeit über den Glauben und das Herz eines Wesens, das vor Allen glücklich zu sein verdient?! Dich zu retten, gute Rafaele, versuche ich das letzte Mittel!"

Adele stand bei dem Rittmeister.

„Du liebst mich wirklich, Engel, Stern meines Lebens?" empfing sie Jener und machte eine Bewegung sie in seine Arme zu schließen. Sie entwand sich. „Vor allen Dingen, Herr Rittmeister, bedarf es der Besonnenheit," sagte sie. „Die Liebe ist zuweilen blind und findet auch das Gemeine himmelrein; ein andermal verkennt sie sich selbst und keinen andern Schmuck als den fremden Namen."

„Welche Sprache, Adele! Mit tausend Zungen könnte ich Ihnen meine Gefühle nicht erklären. Das Leben ist mir Nichts ohne Sie. O! heilen Sie mich einmal von meiner grenzenlosen Qual."

„Ich will Sie heilen. Ich will Ihnen zeigen, daß Sie mich nicht lieben, nicht lieben können."

„Der Liebe erste Pflicht ist Selbstverleugnung und Anschließen an ihren Gegenstand. „Wenn Sie mich liebten, warum achteten Sie nicht meiner Bitten, der Gemahlin und Tochter Heiligthum nicht anzutasten, auf Rosenhof zu verzichten, ein bescheidnes aber glückliches Leben dem Glanze und dem Unfrieden vorzuziehen?"

„Aus Liebe zu Ihnen. Doch Adele versteht mich, warum also diese Frage?"

„Ich verstehe Nichts."

„Weil mich das Schicksal zur Armuth verurtheilte und Sie ein besseres Loos verdienten. Wäre ich wohlhabend, ich

hätte Niemand wegen seines Glaubens beunruhigt. Und mein Weg war so bequem."

„Dies sagen Sie ohne zu erröthen? Konnten Sie im Ernst glauben, daß ich Dergleichen billigte und sogar die Neigung meines Herzens damit in Verbindung bringen würde? Die größte Heuchlerin giebt sich dazu kaum her. Ich Unglückliche! daß ich so verkannt werden konnte! — Wenn ich Sie nun aufforderte, mir in eine Hütte zu folgen, mit Wenigem zufrieden und glücklich zu sein, würden Sie mir folgen?"

Der Rittmeister schwieg. Adele fuhr fort:

„Wie kann ein Mann von Liebe reden, der sein Kind nicht liebt, welchem das Glück der Tochter für einen Silberling feil ist?"

„Ich habe schon geantwortet: aus Liebe zu dem herrlichsten Wesen auf der Erde. — Der Graf will mir auf edelmüthige Weise und aus Dankbarkeit einen Theil seines Vermögens zuwenden. Warum sollte ich es nicht annehmen, da es mich sicher stellt, unabhängig macht vom Baron und Rafaelen, den Glauben und die Ueberzeugung läßt, welche sie höher achtet als Glück und Leben. Denn nun darf sie glauben was sie will."

„Ihre Gemahlin war ein treffliches Mädchen, — Sie hintergingen sie in der heiligsten Angelegenheit; sie war eine musterhafte Gattin und Mutter, — Sie achteten sie nicht; wie könnten Sie ein leichtsinniges Mädchen lieben oder ein Weib achten, welches sein größtes Kleinod, die Unschuld, verlor?"

„O! Adele, spannen Sie mich nicht auf die Folter! Ich lasse Klementinen Gerechtigkeit widerfahren. Sie besaß manche gute Eigenschaft, aber die Liebe hat ihre Launen. Ich fühlte es bald, ich konnte sie nicht lieben, und seitdem ich Sie kennen lernte, war es mir klare Gewißheit. Wohin Sie aber mit den letzten Worten zielen, weiß ich nicht."

„Auf mich selbst."

„Unmöglich! Wer war der Unglückselige?"

„Ihr Schwager und wir" —

„Unmöglich!" unterbrach sie der Rittmeister und stellte sich an, als wollte er dem Nebenbuhler seinen Grimm erfahren lassen. „Nur gut, daß ich mich rächen kann," murmelte er und schwieg.

„Nicht so, Herr Rittmeister!" besänftigte Adele. „Erinnern Sie sich, daß ich Sie heilen will, und vernehmen Sie mich weiter.

Ich hatte eben das sechszehnte Lebensjahr vollendet, als ich die L . . . Erziehungsanstalt, in welcher ich durch die Verwendung des Barons eine Stelle erhalten hatte, verließ und dem Baron nach G. folgte, wo er Pfarrer war. Unsern Fehltritt zu verbergen, suchte ich ein fremdes Land. In der Schweiz erblickte die Frucht unsers Vergehens das Licht der Welt. Es war ein liebenswürdiger Knabe. Der Baron bestimmte ihn für den geistlichen Stand, er taufte ihn selbst und hinweisend auf seine Bestimmung gab er ihm den Namen Theodor."

„Theodor?" fragte der Rittmeister wie erstaunt. „Was wurde aus dem Knaben?"

„Ich wollte, abgeschieden von der Welt, in fernem Lande und in der Einsamkeit nur meinem Kinde leben. Allein der Baron, für meine Gesundheit fürchtend, bestand auf meine Rückkehr, doch vorläufig ohne das Kind. Für Theodor werde auf das Beste gesorgt werden. Er übergäbe ihn einem kinderlosen Ehepaar, von dessen Bravheit er durch seinen Freund, bei dem es in Diensten stände, überzeugt worden. Die guten Leute würden ihn wie das eigne Kind halten. Sei er einst größer und wegen einer Entdeckung Nichts mehr zu befürchten, so nähme er ihn sammt den Pflegeeltern in sein Haus, dann könnten wir gemeinschaftlich und ohne Anstand für seine Erziehung sorgen.

Ich ließ mich überreden, denn ich hoffte, meinen Theodor inzwischen oft zu sehen. Allein ich wurde gefährlich

krank. Mehrere Monate lag ich fast ohne Bewußtsein und ich durfte jahrelang das Bett nicht verlassen. Nachdem ich wieder hergestellt, war mein erster Wunsch mein Kind zu sehen; da zeigte mir der Baron ein Schreiben aus der Schweiz, welches Theodors Tod meldete."

„Und auf welche Weise starb der Knabe?"

„Er wurde ein Raub der Flammen."

Es entstand eine Pause. Dann nahm Adele das Wort wieder:

„Ich war der Verzweiflung nahe. Mein Kind, Ehre und Glück, Alles hatte ich verloren! Aber das Bewußtsein der Schuld gab mir die Besinnung wieder. Ich flehte zum Himmel um Vergebung und nahm mir vor, ein besseres Leben zu führen. Ich wollte in's Kloster gehen, dort konnte ich der leidenden Menschheit nützlich werden. Doch der Baron, obgleich ein Freund von Klöstern und Gelübden, suchte mich auch hiervon abzubringen. Ich sollte und dürfte ihn nicht verlassen, mein Umgang sei ihm Bedürfniß, — darauf kamen alle seine Einwendungen zurück. Die Welt ist das größte Kloster, Arme und Unglückliche giebt es aller Orten, und das Gelübde der Keuschheit kann man auch außerhalb der Klostermauern ablegen, sagte er. Auch that er es zum zweiten Mal und nahm von mir das Versprechen, bei seinen Lebzeiten keinem Manne die Hand zu reichen.

Von nun an lebte ich, bis auf einen einzigen Punkt, mit dem Baron in steter Eintracht. Um den verfehlten Mutterberuf einigermaßen zu versöhnen, ließ ich mir die Sorge für unglückliche und verwahrloste Kinder besonders angelegen sein. Der Baron machte aufmerksam auf die günstige Gelegenheit, welche dergleichen Fälle böten, Andersgläubige zum wahren Glauben zu bewegen, und auf die Verdienstlichkeit und das Gottwohlgefällige solcher Werke. Darüber theilte ich aber seine Ansicht nicht mit ihm. Der Werth des Glaubens hängt doch nur von der Ueberzeugung ab; man darf also weder

überreden noch bestechen, und ich würde diese Vorwürfe auf mich geladen haben, wenn ich dem Baron gefolgt wäre. Deshalb erklärte ich mich auch gegen das Vorhaben mit Ihrer Gemahlin. Ich erkannte das Unglück, welches eine vermeinte Liebe über sie verhängt hatte, und nahm mir vor, die Last von ihr abzuwälzen oder doch so leicht als möglich zu machen. Wiefern es mir gelungen, welche Kämpfe ich dabei mit Ihnen und dem Bischof bestehen mußte, und daß ich überdies noch von Ihnen so ganz verkannt worden, wissen Sie.

Nun, Herr Rittmeister, bin ich noch ein Engel, und lieben Sie mich noch mehr als das eigne Selbst?"

„Ich liebe Sie nicht mehr, ich bete Sie an. Solch großmüthigen Geständnisses ist nur Adele fähig. Du Köstlichste, sprich nur Ein Wort und der Himmel ist mein!"

„Wollen Sie sich vom Bischof trennen und der Tochter Freiheit des Glaubens gewähren?"

„Ich will."

„Auch den schändlichen Handel mit dem Grafen aufheben und Rafaele dem Zuge des Herzens folgen lassen?"

„Ja!"

„Werden Sie das Rittergut missen, mir in die Armuth folgen und glücklich sein können?"

„Glücklicher als ein König in seinem Glanz!"

Endlich war der Tag erschienen, an welchem der Bischof das Andenken der eignen Geburt und die geistige Wiedergeburt der Nichte feiern wollte. Er sollte der wichtigste seines Lebens sein. Aber die Aussicht war nicht erfreulich: er selbst war zwar wieder außer Gefahr, aber immer noch sehr krank; Rafaele konnte seinen Wunsch nicht erfüllen; der Pater hatte die Fackel der Zwietracht auf seinem Heerde angezündet, und das Wesen, an welches er mit tausend unsichtbaren Fäden gekettet war, wollte sich losreißen von ihm. Wie wird er es ertragen? Wie wird Adele ihr Werk ausführen? Der Rittmeister hatte sich noch an dem Abend seiner Unterre-

dung mit ihr zum Grafen begeben, um ihn von seiner veränderten Gesinnung zu unterrichten, er war noch nicht zurückgekommen, und da er sammt Rafaele bei dem Bischof erscheinen sollte, so sah man seiner Ankunft sehnsuchtsvoll entgegen.

In den Räumen der bischöflichen Gebäude herrschte eine Todtenstille, außer demselben Jubel und ein herrlicher Tag. Der Himmel war wolkenlos, ein sanftes Blau schmückte das erhabene Gewölbe und die Sonne strahlte Glanz und Wärme auf den Erdball. Alle Gesichter waren heiter und auch der Bettler, obgleich in Lumpen gehüllt, fühlte, daß er Mensch, Kind Dessen ist, welcher seine Sonne über Gute und Böse, Arme und Reiche scheinen läßt. Es drängte mich, das Zimmer zu verlassen. Zwar hätte ich meinem gnädigen Gönner gern ein Wort des Dankes gesagt, aber ich durfte nicht zu ihm; Adele hatte mir noch keine Nachricht gegeben, und dies war ein Zeichen, daß sich seine Gesinnung gegen mich noch nicht geändert hatte.

Ich suchte also das Freie. Ich war am Schloßthor, als ein Reiter angesprengt kam. „Sind Sie Herr Theodor Walter?" fragte er. Als ich es bejahte, zog er ein Papier aus der Tasche. „Hier ein Schreiben von dem Herrn Rittmeister, an das gnädige Fräulein", sagte er, indem er mir das Papier übergeben wollte; allein der Pater war herbeigeeilt und nahm den Brief in Empfang, um ihn dem Bischof zu übergeben.

Was soll es heißen, daß der Rittmeister nicht kommt, um sich mit dem Bischof wegen Rafaele auseinanderzusetzen, wie er es Adele versprach? Hat ihn der Graf wieder bethört?

Ein Diener rief mich ab von der Promenade: „der Bischof will Sie noch einmal sprechen, bevor er das Zeitliche segnet", sagte er und eilte zurück. Ich folgte. Der Bischof befand sich in einem Seitenkabinet, in welches man nur durch Adelens Zimmer gelangen konnte. Ich sollte zwar vermeiden mit ihr oder dem Bischof zusammenzukommen, so lange sie mich nicht von der Lage des Letzteren benachrichtigt hätte;

aber seinem Befehle konnte ich nicht widerstehen. Ich trat ein. Adele lag ohnmächtig auf einem Sopha, das Angesicht weiß wie eine Lilie, um den Mund ein freundliches Lächeln und mit der linken Hand ein zerdrücktes Papier festhaltend. Ich ergriff ihre Rechte, die Berührung brachte sie wieder in's Bewußtsein zurück. Das große dunkle Auge ruhte mit seligem Entzücken auf mir, dann zog sie mich mit wunderbarer Kraft an ihr Herz und einen langen süßen Kuß begleitete der Seufzer: Mein Sohn! — Ich lag zu ihren Füßen: Meine Mutter! rief ich.

„Komm, auch den Vater zu sehen, ehe es zu spät wird." Mit diesen Worten führte sie mich in's Nebenzimmer. Der Bischof reichte mir die Hand. Seine Rede war abgebrochen, und ich fasse, was er sagte, in Folgendes zusammen:

„Mein Sohn! die Wege Gottes sind wunderbar. An dem heutigen Tage sah ich das Leben zum ersten Mal, an dem heutigen Tage wurdest du geboren, an dem heutigen Tage hoffte ich Rafaele wiederzugebären für das jenseitige Leben, für dessen Bürger ich dich schon lange hielt. Rafaele ist ungehorsam; du wandelst noch unter den Erdenbürgern und ich finde dich wieder wenige Augenblicke vor meinem Scheiden. O! Theodor, wie glücklich würde mich dieser Augenblick machen, er würde mich tausendfältig belohnen für die Leiden, welche der Herr in der letzten Zeit über mich verhängte, wenn nicht blos mein Blut in deinen Adern rollte, wenn auch dein Herz von meinem Glauben erfüllt wäre, wenn du nicht nur mein Kind, wenn du auch ein guter Sohn der Kirche wärest."

„Aber das Jubelgeschrei der Zeit hat dich verführt und du stimmst ein in ihren grellen Mißton, Menschenwort als Gotteswort proklamirend. Bedenke doch das Heil deiner Seele! Denn das ist daß ewige Leben, daß wir den Vater erkennen als den allein wahren Gott und seinen Sohn, Jesum Christum. Die Grundfeste und Säule dieser Erkenntniß ist aber die Kirche, und Diejenigen verdammen

sich selbst und verstocken sich gegen den Weg, die Wahrheit und das Leben, welche der erkannten Heilswahrheit widerstreben. Daher auch der Apostel sagt, daß ein ketzerischer Mensch verkehrt ist und durch sein eignes Urtheil sich verdammt, und der heilige Cyprian: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat; konnte Einer sich retten, der außerhalb der Arche Noahs war, so mag auch Derjenige gerettet werden, der außerhalb der Kirche ist."

„Kehre um! Geselle dich nicht zu Denjenigen, die nur glauben, was sie wollen, und thun, was ihnen gefällt! Höre nicht auf die Sirenenstimme der Weisheitslehrer unsrer Tage! Wie die Schlange im Paradies das erste Elternpaar verführte, indem sie ihm Gott selbst gleich zu werden verhieß, wenn es dem eignen Gelüste folgte: so leiten auch Jene ab von der Wahrheit, welche Freiheit des Geistes und Ungebundenheit als den wahren Weg zum Heile anpreisen. Beherzige und befolge vielmehr das Wort des heiligen Irenäus: „Auf die Bischöfe der Kirche muß man hören, auf Die, welche die Nachfolge haben von den Aposteln her und die mit der Nachfolge im bischöflichen Amte das sicherste Geschenk der Wahrheit nach dem Wohlgefallen des Vaters haben. — Die Uebrigen aber, welche von der ursprünglichen Nachfolge abgewichen sind oder sich sonst irgendwo zusammenthun, muß man für verdächtig halten, sei es als Ketzer und Irrlehrer oder als Schismatiker, hochmüthige, dünkelhafte Leute, oder endlich als Heuchler, welche um Genuß oder eitler Ehrsucht solches treiben. Vor Allen diesen muß man sich hüten, aber an Diejenigen halten, welche die Lehre der Apostel bewahren und mit dem Priesteramte das gesunde Wort und tadelloses Leben bewähren zur Stärkung und Besserung der Uebrigen." Kehre um, mein Sohn! Führe auch Rafaele mit dir, und wir werden uns in einem besseren Leben wiedersehn."

Der Pater hatte wohl nicht geglaubt, daß er durch das Schreiben des Rittmeisters an Adele, welches er mit sichtba-

rer Hast an sich brachte, den Tod des Bischofs beschleunigen würde. Ueberhaupt hatten die Ereignisse der letzten Zeit auf die Gesundheit des Bischofs losgestürmt. Dem Pater war's gelungen, ihm die Umgebung zu verdächtigen und seine Freundin als untreu und falsch darzustellen; Baron Werner sagte ihm, daß sein Sohn noch lebe und nicht, wie er glaubte, von den Flammen verzehrt worden war; aus dem Briefe des Rittmeisters hatte er sich überzeugen müssen, daß ich, der Gegenstand seiner Ungnade, sein Kind war; daß Adele im Ernst darauf hinarbeitete, Rafaele seinem Einflusse zu entziehen, und um dies zu bewirken, sich sogar von ihm zu trennen beschlossen hatte; daß endlich zwar nicht sie, sondern der Rittmeister, an welchem er noch das sicherste Werkzeug zu seinen Absichten zu haben meinte, Etwas beabsichtigte, das mit dem vom Pater in Anregung gebrachten Plane übereinzustimmen schien.

Der Rittmeister war bei einer Jagdpartie durch einen Schuß lebensgefährlich verwundet worden und sah im Hause des Grafen dem Tode entgegen. Diese unerwartete Veränderung der Dinge hatte ihn zur Erkenntniß seines verkehrten Strebens gebracht. Sein Brief an Adele athmete Reue und den Wunsch, sie glücklich zu wissen; dazu hoffte er nicht Wenig beizutragen, daß er ihr den verloren geglaubten Sohn wiedergab. Es heißt in seinem Schreiben unter Anderm:

„Ich nehme den Rest meiner Kräfte zusammen, Ihnen ein Geheimniß zu offenbaren, dessen Lösung Sie wohl niemals mehr erwartet hätten, die Sie aber glücklich machen wird. Adele! Theodor Walter ist Ihr und des Bischofs Sohn!"

„Der nachtheilige Eindruck, welchen die kurze Unterredung des Baron Werner auf die Gesundheit des Bischofs machte, ließ mich einen wichtigen Gegenstand vermuthen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Er wollte, wie er mir nachher erzählte, von ihm erfahren, was aus jenem Knaben geworden, den v. Wurm einst Einem seiner Leute, Namens Walter, zur Erziehung übergeben hatte. Werner war nicht lange nach

jenem Vorfalle nach Italien gereist. Eine plötzlich ausgebrochne Feuersbrunst hatte das ganze Dorf in Asche gelegt, und viele Menschen hätten dabei das Leben eingebüßt. Auch Walter mit den Seinigen wurde vermißt und den Unglücklichen beigezählt. So benachrichtigte man auch den Bischof, als er sich nach diesem Ereignisse nach Walter und seinem Theodor erkundigte. Später ergab es sich jedoch, daß Walter nur sein Weib verloren, er selbst aber mit seinem Pflegling nach Deutschland, woher er gekommen, wieder zurückgekehrt sei." —

Der Zufall wollte, daß ich Zeuge eines Gespräches war, welches Theodor mit Baron Werner führte. Er erzählte ihm, daß Walter nicht sein rechter, sondern nur der Pflegevater gewesen, daß er ihm, da er noch bei Werner in der Schweiz diente, von einem Manne vornehmen Standes als ein von seinen Eltern verlassner Knabe anvertraut worden sei; dann fragte er, ob ihm der Baron nicht wenigstens über den Ueberbringer des unglücklichen Knaben einige Auskunft ertheilen könnte. Werner wollte den Bischof nicht bloßstellen und vertröstete Theodor auf die Zukunft. Mir trug er dagegen auf, den Gegenstand mit dem Bischof in Berathung zu ziehen; denn Theodor ist der nämliche Knabe, welchen Baron von Wurm dem Tagelöhner Walter gab, und daß er auch sein und Ihr Sohn ist, daran werden Sie, nach dem eignen Geständniß nicht mehr zweifeln. — Empfangen Sie also den Todtgeglaubten aus meinen Händen wieder, und werden Sie mit ihm so glücklich, wie Sie es zu sein verdienen. Ich hoffe dafür auf einige Nachsicht für meine großen Fehler. O! daß mich erst der Tod zur Erkenntniß bringt. Könnte ich das Leben noch einmal festhalten, wie glücklich wollte ich sein, ein anderer Mensch werden und an Ihrer Seite Weisheit und Tugend lernen!

Mein Leben war eine Reihe von Verkehrtheiten. Mich leiteten nur zwei Dinge: die Sucht zu genießen und das Ver-

langen nach Ihrem Besitz. Meine Verblendung war so groß, daß ich Sie in der Hauptsache mit mir einverstanden halten konnte. Ich war Ihrer nie werth und verkannte Sie in den schönsten Handlungen und wenn Sie am meisten opferten. Wenn Sie auch meine Handlungsweise tadelten und meinen Bitten widerstanden, so schrieb ich es auf Rechnung gewisser Umstände und des Wunsches, zuvor das Ableben des Bischofs zu erwarten und sich so seines Vermögens zu sichern. In dem Glauben, daß Sie solches bezweckten, bestärkte mich ein Gerücht und die Versicherung des Paters, daß Sie nur deshalb, so lange der Bischof lebte, kein eheliches Verhältniß eingehen wollten. — Vergeben Sie die Lästerungen Ihres reinen Herzens! —

Ich stimmte Ihrem Vorhaben bei, aber der Termin war mir zu unsicher und zu weit hinausgeschoben; ich wollte meine Absicht in kurzer Zeit erreichen und verachtete kein Mittel, wenn es nur förderte. Ich quälte Rafaele mit Bekehrungsversuchen, weil hieran meine Selbstständigkeit und ein sorgenfreies Dasein geknüpft war, und dann hoffte ich auch Ihrer Liebe gewiß zu sein. Da Rafaele meinem Willen nicht nachkam und das Anerbieten des Grafen mich zu demselben Ziele führte, so ließ ich ihr den Glauben, wenn sie dem Grafen die Hand gäbe. Aber die Schuppen fielen mir von den Augen, als Sie zum Preis Ihrer Liebe die Bedingungen setzten, Rafaelen Freiheit des Glaubens und des Gewissens zu lassen, die Neigung ihres Herzens freizugeben, mich vom Grafen und dem Bischof zu trennen und Ihnen in die Dürftigkeit zu folgen. Ich erkannte, daß Sie mir die Hand nicht aus Neigung reichten und Ihre Liebe opferten, um Rafaele zu beglücken. Ohne Sie wäre ich der unglücklichste Mensch gewesen. Ich ging also die Bedingungen ein, und mit Ausnahme des letzten Punktes konnte ich es, ohne Anstand zu nehmen. Denn ich hatte so wenig Lust mich von Ihnen zu trennen, als meine Tage in Armuth hinzubringen. Es hatte sich ein neues

Mittel zum Zweck gefunden, das obige Geheimniß. Dadurch wollte ich den Baron zur Erfüllung aller meiner Wünsche nöthigen, mir Rosenhof ohne weitere Bedingungen als Eigenthum zu überlassen, Sie als Erbin seines Vermögens zu bestätigen und schon jetzt in unsre Verbindung zu willigen."

Die Vorsehung gab dem Rittmeister Gelegenheit, seinen Vorsatz, sich zu bessern, auszuführen; er wurde wider Erwarten gesund.

Der Bischof war mit der Ermahnung geschieden, umzukehren und im Schooße der römischen Kirche das Heil zu suchen, weil es außer derselben nicht sei. Der Sohn würde dem Vater gern gehorcht haben, wenn Dieser Jenem mit dem Wunsche auch die Ueberzeugung hätte einflößen können. Er berief sich auf die Apostel. Allein Diese wußten von keiner allgemeinen, durch ein äußeres Band zusammengehaltenen und erkennbaren Kirche; sie kannten nur einzelne, besondere Kirchen oder Gemeinden, und wenn sie zuweilen den Ausdruck „Kirche" allgemein brauchen, so verstehen sie darunter nicht die römische, sondern alle Gottesverehrer des neuen Bundes, welche durch den Geist der Liebe zu Einem großen Körper zusammenwachsen sollen. Daher ist auch nur die Liebe die wahre christliche und apostolische Einheit. Sie weisen mich nicht, wie der Bischof, wegen der christlichen Wahrheit an gewisse Personen, sondern an den Geist in der eignen Brust, welcher „Abba, Vater!" ruft, und an jene himmlische Weisheit, welche über Alles belehrt. Sie erklären Den nicht für einen Ketzer, welcher ein gewisses Glaubensbekenntniß nicht nimmt, sondern sie wollen nur den Lasterhaften von der Gemeinde der Heiligen ausgeschlossen wissen, so daß das Laster die wahre Ketzerei ist. Noch weniger binden sie das Himmelreich an die Glaubensartikel der römischen Kirche, denn diese haben sich erst während einer Reihe von Jahrhunderten und nach und nach gebildet, und die Apostel kannten sie selbst nicht.

Christus und die Apostel fordern Selbstständigkeit des

Geistes und lebendigen Glauben, sie dringen auf Erneuerung des Sinnes und daß ein Jeder selbst prüfe, was Gottes Wille, was gut und vollkommen ist. Diese Forderung, fand ich, kann in meiner Kirche nicht erfüllt werden, denn in ihr kommt am Ende doch Alles auf unbedingten Gehorsam unter die Aussprüche der Kirche zurück, und man weiß nicht einmal recht, welche Aussprüche als von der unfehlbaren Kirche ausgegangen zu halten sind: ich kann also nicht länger in derselben bleiben. Den Gesinnungen nach gehörte ich schon früher der protestantischen Kirche an, denn sie ist auf den Grund geistiger Selbstständigkeit gebaut: nun trat ich auch öffentlich zu ihr über. Auch Adele fühlte sich nicht mehr heimisch; die Bekehrungsversuche ihrer Freundinnen hatten düstere Vorstellungen von derselben erzeugt. Sie folgte dem Sohne, und so empfingen wir vereint mit Rafaele zum ersten Male das Abendmahl nach apostolischer Weise und der Einsetzung des Herrn gemäß in der Gestalt des Brotes und des Weines.

Später standen wir, Adele mit dem Rittmeister, ich mit Rafaele vor demselben Altar, um vor dem Angesicht des Ewigen der Liebe heiligen Bund zu besiegeln.

Druck von C. H. Storch in Breslau.

Im Verlage von **J. Urban Kern** in **Breslau** sind erschienen:

Ida von Düringsfeld's,

Verfasserin von „Schloß Goczyn",

Schriften.

In sieben Bänden.

Inhalt: I. Bd. Schloß Goczyn. II. Bd. **Marie**; Novelle. III. Bd. **Haraldsburg.** IV. u. V. Bd. **Hugo** in 2 Theilen. VI. u. VII. Bd. **Magdalene** in 2 Theilen.

Preis für alle 7 Bde. in 8., Velinp., 1845. zusammen 5 Rthlr.

In dieser eleganten Ausgabe der Schriften werden dem gebildeten Publikum die besten frühern Werke der talentvollen Schriftstellerin gegeben, die, vor wenig Jahren erst aufgetreten, bereits jetzt schon einen der ersten Plätze in unserer schöngeistigen Literatur einnimmt. — Von derselben Verfasserin erschienen ferner so eben bei mir:

Ida von Düringsfeld's **Hedwig.** Novelle. 1845. 8. geh. 15 Sgr.

Derselben **Schloß Goczyn.** Zweite Auflage. 1845. 8. geh. 1 Rthl. 10 Sgr.

Derselben **Byron's Frauen.** 1845. 8. geh. 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Derselben **Lieder meiner Kirche.** 1845. 8. geh. 2½ Sgr.

Derselben **In der Heimath.** Briefe eines Halbjahres, vom Blätterknospen bis zum Blätterfallen. gr. 8. cart. 1843. 2 Rthlr.

Dr. Kühne äußert in der Zeitung für die elegante Welt darüber unter Anderem: „In dem, was das feinere Publikum jetzt producirt, liegt der ganze äußere wie innere Reichthum eines von Schmerz und Genuß reich durchaderten Lebens. Der Memoiren-Roman der höheren Stände erscheint uns eben um deshalb so wichtig, weil er auf Erlebnissen beruht, Wirklichkeit, feingefühlte, oft sogar tief empfundene, giebt 2c."

Eben so günstig äußern sich Ernst von Brunnow in der Abendzeitung vom 14. April 1841, Wolfgang Menzel in Nr. 88 des Literaturbl. zum Morgenbl. 1841 („Ein sehr gut geschriebener Roman, sehr gewählt und fein im Ausdruck, wirklich von vornehmer Grazie" 2c.), August Kahlert im schles. Literaturbl. April 1841, ferner Gersdorf's Repertor. (Bd. 28, Heft 5.), die schles. Zeitung, Komet Nr. 21, Pilot Nr. 22, Rosen Nr. 20, das Foreign quarterly Review etc. und neuerdings die Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" — Therese — in ihrem Buche: „Menschen und Gegenden" (Braunschweig 1845).

In Breslau.

Gedichte

von

Gustav Freytag.

8. Velinp. 12 Bogen. geh. 22½ Sgr.

Lieder eines Erwachenden.

Von Moritz Graf Strachwitz.

Motto: „Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen."
Anastasius Grün.

1842. Gr. 8. Auf gutem Velinpap. Eleg. geh. 22½ Sgr.

Das freie, kräftige Leben, die ächte Poesie, welche in diesen genialen Dichtungen walten, werden ihnen bald, neben Herwegh, Grün u. A., einen weiten Kreis von Freunden erwerben.

Schlesische Sagen-Chronik.

Von J. U. Kern.

Ein Album ausgewählter Balladen und Legenden Schlesiens. Mit Zeichnungen von Kretzschmer. 1840. 16. Velinpapier. Cart. 22½ Sgr.

Dasselbe in englischem Einband, elegant geb. 1 Thlr.

Die Schlesische Zeitung Nr. 184, 1840 sagt darüber: „Der Herausgeber vorliegenden Werkchens hat seine Aufgabe gekannt und sie, was sowohl die Wahl der fremden, als seine eigenen Beiträge beweisen, glücklich zu lösen gewußt."

Musée de la conversation française

à l'usage des

Allemands et des Français,

composé d'après les meilleurs auteurs français tant anciens que modernes, contenant un grand choix de phrases détachées et de descriptions suivies et pittoresques touchant la nature, la vie militaire, sociale et interieure, avec la traduction allemande en regard.

Herausgegeben von August Schubert.

408 Seiten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Synchronistische Tabellen
zur vergleichenden Uebersicht der
Geschichte
der deutschen National-Literatur.

Zum Gebrauche beim Unterrichte in höhern Lehranstalten und für Freunde der Literatur.

Von **Karl Eitner.**

Erste bis dritte Lieferung $12\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 4. Geh.

Preis 1 Rthlr.

(Aelteste Literatur bis zu Klopstock und Lessing, 360 — 1750)

Das Ganze in 4—5 Lieferungen.

Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, dem Publikum hiermit obiges Werk gründlicher Forschung und kritischer Sichtung zu übergeben, das nicht allein für Gelehrte, Lehrer, Studirende, sondern für alle literarisch Gebildete bestimmt ist. Nach einem neuen Plane bearbeitet, soll dasselbe in synchronistischen Tabellen ein klares Bild unserer reichen National-Literatur geben, von Ulfilas bis auf die neueste Zeit. Die Gattungen der Literatur bilden darin das Nebeneinander in chronologischer Reihenfolge. Dadurch wird das Entstehen, Wachsen, Culminiren, Abnehmen und Verschwinden einer jeden in ihrer Wechselwirkung mit den anderen, bildlich, somit das lebendige Geschiebe der Geistesentwickelung in der Literatur praktisch übersichtlich dargestellt. Historische Einleitungen und Hinweisungen auf die Entwickelung der Sprache sind hinzugefügt. — Möge sich das Werk, das seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit bald bewähren dürfte, einer recht allgemeinen Theilnahme erfreuen!

Aufgaben für Schachspieler
nebst ihren Auflösungen.

Von **A. Anderssen.** 1842. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Dies Büchlein mit „60 Schachräthseln" wird allen Freunden des Schachspiels willkommen sein.

Für Kinder und Kinderfreunde sind zu empfehlen:

Maiblümchen.

Erzählungen und Gedichte für die gebildete Jugend.

Von Rosalie Koch.

8. 9 Bogen. Geh. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Der kleine Savoyarde.

Erzählung für die Jugend.

Von derselben.

5 Bogen. 8. Geh. 7½ Sgr.

(Aus ersterem apart abgedruckt.)

Beide Werkchen bilden treffliche, echt christliche Weihnachts- oder Festgaben für die Jugend.

Gelegenheitsgedichte

für die Jugend.

Von **Rosalie Koch.**

2te vermehrte Auflage. 1845. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Bouquet de fleurs.

Recueil de fables choisies, d'idylles etc. à l'usage de l'enfance.

Par **Ph. Eicke, née Dubieds.**

16mo. broché. 20 Sgr.

Zum Gebrauche in Mädchenschulen, Pensionats, für Familien auf dem Lande ꝛc. Es enthält u. A. auch viel französische Gelegenheitsgedichte, wie sie keine andere Sammlung bietet.

Petit A. B. C.

contenant des phrases, des mots, des exercices d'épellation et des historiettes, pour apprendre à de jeunes enfans à lire et à parler français en peu de temps.

Par **Philippine Dubieds.**

1840. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Des Pfarrers Sohn, oder die alleinseligmachende Kirche

Breslau 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.dp.o.614
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11775838-6